

März 2011

Netzwerke

Müssen PsychologInnen twittern?

Über männliche und weibliche Hirnhälften

Wir sind alle Mikropolitiker!

Hypertexte: «Nervös und vergesslich – aber im Trend»

Wenn Netzwerke desintegrieren

Ein ganzes Netz von Netzwerken

*«There are three kinds of death in this world.
There's heart death, there's brain death,
and there's being off the network.»*
Guy Almes

Liebe Leserin, lieber Leser

In H.G. Wells' Roman «Krieg der Welten» von 1898 greifen Marsianer die Welt an. Die Invasoren vom Roten Planeten sind mit riesigen dreibeinigen Kampfmaschinen ausgestattet, die in Spielbergs Verfilmung von 2005 wie prähistorische Riesenspinnen anmuten.

Schaut man sich in der Welt um, so könnte man meinen, unsichtbare Riesenspinnen trieben im Stillen ihr Wesen: überall, wo man hinsieht, «Netze» und «Netzwerke». Zum Teil nehmen wir sie bewusst wahr, zum Teil existieren sie eher im abstrakten Sinne – oder zwar ganz konkret, dafür unbemerkt von uns.

«Netzwerke» sind nicht etwa ein neues Phänomen des virtuellen Zeitalters, sondern sie werden schon lange verwendet, um Phänomene anhand von Netzwerkstrukturen abzubilden, darzustellen oder zu erklären. Die Fülle solcher Phänomene erstaunt: Es gibt Strom-, Telekommunikations- und Verkehrsnetze, Netzwerke im Untergrund, zum Beispiel die Mafia, es gibt im mikroskopischen Bereich neuronale Netze. Die Biologie ist voll von Netzen – nicht nur jenen von Spinnen. Menschen bilden Kommunikationsnetze in Gruppen aller Art, betreiben Networking, real oder virtuell, tauschen Daten mit eigens dafür verbundenen Rechnern, bedienen sich des World Wide Web.

Von der Definition her ist ein Netzwerk eigentlich etwas eher Simplex: Es sind im weitesten Sinne Verbindungen zwischen Menschen oder Gegenständen. Will man mehr darüber wissen, wird es dann allerdings sehr schnell sehr kompliziert.

In der Sozialpsychologie werden soziale Netzwerke als Netze der sozialen Beziehungen eines Individuums charakterisiert, wobei diese Beziehungen bestimmte Merkmale aufweisen, die unterschiedlich ausgeprägt sind: Häufigkeit und Art der Interaktion («Face-to-face»-, telefonische oder E-Mail-Kontakte), Dauer der Beziehung, Reziprozität, Multiplexität (unterschied-

liche Funktionen einer Person, zu der eine Verbindung besteht). Das heisst: Die Beziehungen und Interaktionen zwischen den Menschen innerhalb eines sozialen Netzes bestimmen die Eigenschaften dieses Netzwerks (dazu auch Keul: «Soziales Netzwerk – System ohne Theorie»).

Man findet auch abstraktere Definitionen. So könne ein Netzwerk auch, rein formal, als ein Graph definiert werden, das aus einer endlichen Anzahl von Knoten und den Kanten zwischen diesen Knoten besteht; bei einem sozialen Netzwerk wären dann die Knoten die Menschen oder auch Gruppen, und die Kanten stellten entsprechend die Beziehungen zwischen den Menschen dar.

In anderen Disziplinen wird der Begriff Netzwerk ähnlich abstrakt verstanden. Beispiel? «In der Elektrotechnik versteht man unter einem Netzwerk ein mathematisches Modell eines elektrisch leitfähigen technischen Gebildes, das durch die Strom-Spannungs-Kennlinien seiner Bestandteile, also den Netzwerkelementen, und deren Verbindungen charakterisiert ist. Insbesondere dienen Netzwerke der Modellierung von elektrischen Schaltungen, die vorwiegend aus konzentrierten elektrischen Bauelementen bestehen, die durch metallische Leitungen verbunden sind», kann man in Wikipedia nachlesen. Nun, der Einzige, der mir Physik etwas weniger kryptisch erscheinen liess, war mein Vater. Ich erinnere mich gut an seine Erklärung des elektrischen Widerstands – oder besser, an das Bild, das er mir zwecks Veranschaulichung gezeichnet hatte: eine Kolonne Ameisen, die, hintereinanderher laufend, einen Kreis bildeten. Die Ameisen repräsentierten den Strom, der Kreis stellte das Stromnetz dar. Wie er den Widerstand illustrierte, weiss ich leider nicht mehr...

In der Psychologie gibt es ebenfalls spezielle Techniken zur Darstellung und Analyse von Netzwerken, so die Soziometrie, die soziale Beziehungen zwischen den Mitgliedern einer Gruppe misst. Mit Hilfe eines Soziogramms

lässt sich etwa die Kohäsion einer Gruppe erfassen; eine Spezialform, das Genogramm, wiederum hat die Beziehungen innerhalb einer Familie im Blick. Daher wird es auch gerne von FamilientherapeutInnen genutzt. Klar: Instrumente wie diese kratzen nur an der Oberfläche eines komplexen Systems wie der Familie mit ihren vielschichtigen Dynamiken. Trotzdem können sie nützlich sein, um gewissen Störungen im Netz auf die Schliche zu kommen und mögliche Lösungen dafür anzudenken. Auf alle Fälle sind sie bestimmt aufschlussreicher als die mir in Erinnerung gebliebene Abbildung von Ameisen, die in einem Kreis hintereinanderher laufen – wenn auch vielleicht nicht ganz so hübsch ...

Dieses **punktum.** birgt also ein ganzes Netz von Netzwerken: von ganz kleinen im Molekularbereich bis zu ganz grossen wie dem WWW. Viel Spass bei der Lektüre!

Heloisa Martino

Netzwerke und Gruppen

«Man wird nervös und vergesslich – aber man liegt voll im Trend»

Netzwerke werden metaphorisch überstrapaziert. Der Begriff des Netzes kann auf einem eher oberflächlichen, deskriptiven Niveau sinnvoll verwendet werden, doch die tieferen Ebenen lassen sich besser mit dem Gruppenkonzept erschliessen. – Eine psychoanalytische Sicht auf unser Heftthema.

Die «NZZ» schreibt: «Unser Charakter wird entscheidend durch die chemische Zwiesprache zwischen den Nervenzellen unseres Gehirns geprägt. Dieses Gesprächsnetz ist so komplex, dass es jedem Menschen seine eigene Persönlichkeit schenkt ... (Es) besteht kein Zweifel daran, dass Synapsen die Fäden sind, aus denen die Natur den wundersamen Gobelin unseres Charakters wirkt. Dieser Gobelin verdankt seinen Farbenreichtum der Wechselwirkung der verschiedenen Rezeptor- und Ansaugproteine in unseren Synapsen, über die ein und derselbe Botenstoff eine breite Palette verschiedener Reaktionen und Empfindungen auslösen kann»¹. Freud hat, wie in letzter Zeit immer wieder moniert worden ist, eine biologische Fundierung der Psychoanalyse gewünscht und vorausgesehen. Wie würde er wohl auf diese Münsterchen unserer zeitgenössischen biologischen Psychologie reagieren?

Und was sagen wir selbst dazu?

Die biologischen (Nerven-)Netzwerke werden metaphorisch überstrapaziert. Nicht minder aber auch die sozialen und politischen Netzwerke. Der «Netzwerker» Joseph Deiss hat Erfolg als Präsident der Uno, indem er die Generalversammlung und die G-20 zusammenführt. Gut. Und wenn man sich vernetzt Hypertexte zu Gemüte führt, auch gut. Man wird dabei zwar «unkonzentriert, zerstreut, nervös und vergesslich»² – aber man liegt im Trend.

Managed Care heisst jetzt neu «Integrierte Versorgungsnetze» (PSY&PSY-Einladung zur Tagung am 27. Januar 2011). Man kann unendlich so weiterfahren und stets dabei die Frage offen behalten, was mit dem «Netz» und dem «Netzwerk» nun tatsächlich gemeint ist, was man gewinnt, wenn

man den Terminus gebraucht. Die Magie der Worte möchte man gerne ein wenig beibehalten, auch wenn man dem Kindesalter entwachsen ist. Und der Verzicht auf die Magie ist doch der einzige Weg, der Realität näher zu kommen.

Wenn ein Wunsch erfüllt werden soll, muss die Phantasie in Realität umgesetzt werden. Um Wünsche zu wecken, setzt die Reklame das Versprechen der magischen Mittel ein. Die virtuellen Beziehungen, die entstehen, wenn Leute sich im Internet kennen lernen, erweisen sich bei der Überprüfung durchs «Live»-Kennenlernen bekanntlich als von der Erwartung abweichend. Wenn das «Netz» zur Partnersuche eingesetzt wird, finden sich nicht unbedingt Menschen, die miteinander gut das Leben bewältigen können, sondern eher solche, die dem neurotischen Wiederholungszwang folgend, immer wieder durch Neuauflagen den ewig gleichen neurotischen Konflikt in Szene setzen.

«Mit Hilfe der Website My.barack-obama.com, aber auch anderer Netzwerke wie Facebook und MySpace war etwas verwirklicht worden, das kein anderer Kandidat vor Barack Obama je geschafft hatte, nämlich die angestachelte Begeisterung der Massen für einen Hoffnungsträger in den bis anhin grössten Erfolg beim Geldsammeln umzumünzen ... So wie die geographische Nähe unzähliger Firmen im Silicon Valley das für den Erfolg entscheidende berufliche Networking erleichtert, könnten sogenannte Affinitätsgruppen quasi zu erweiterten beruflichen und freundschaftlichen Zirkeln werden, die politische Kandidaten anpriesen, Informationen austauschten und Gelder sammeln.»³ Dieses Beispiel spricht für einen Erfolg in der Realität, der aufgrund des «Netzwerkens» im Internet entstanden ist. Allerdings steht darin auch etwas von «Affinitätsgruppen», deren Mitglieder, so muss man den Text verstehen, sich nicht nur virtuell miteinander unterhalten, sondern in lebendigen, realen direkten Austausch treten.

Ein weiteres Beispiel eines Netzwerkers findet sich in der «WOZ»⁴: Guy



Thomas von Salis, Dr. med., ist Kinderpsychiater und Psychoanalytiker in Privatpraxis. Supervisions- und Lehrtätigkeit freelance.

Krnetta realisierte ein Projekt, das zur Entstehung des Bieler Literaturinstituts führte. Er «führte (...) Gespräche mit den Direktoren der Kunst- und Musikhochschulen in Bern und Zürich sowie Verantwortlichen der Uni Lausanne. In einem gemeinsamen Gespräch, zu dem der Verband Autorinnen und Autoren der Schweiz einlud, entwickelten wir die Eckdaten ...»

Die gewissermassen materielle Seite der Gruppenbildung scheint von Bedeutung zu sein. Ein Gruppenprozess, der zu Lern- oder Therapiezwecken in Gang gesetzt wird, wird als rein virtueller Austausch im Internet nicht die gleiche «Natur» aufweisen, wie wenn die Leute sich an einem vereinbarten Ort zu bestimmten Zeiten treffen.

Die Forschung wird solche Unterschiede erfassen wollen, und wir kön-

¹ Gottfried Schatz: Das weite Land. NZZ, 8. Dez. 2010, Nr. 286, 57.

² Uwe Justus Wenzel: Das Netz wird Euch frei machen. NZZ, 28. Dez. 2010, Nr. 302, 41.

³ Barack Obamas erfolgreiche Geldmaschine. Eine Netzwerkstrategie aus dem Silicon Valley. NZZ, 28. Juni 2008.

⁴ Jirát/Häne: Ist Kulturpolitik nicht sehr mühsam? WOZ, 23. Dez. 2010, Nr. 51/52, 14.

Netzwerke und Gruppen

nen auf die Ergebnisse gespannt sein. Wird es zum Beispiel möglich sein, im Internet etwas zu realisieren, wie Bion es beschreibt? «Ich möchte zeigen, dass der Erwachsene in seinem Kontakt mit dem vielschichtigen Leben in einer Gruppe auf Mechanismen verfällt, die nach Melanie Klein typisch sind für die frühesten Phasen der psychischen Entwicklung. Der Erwachsene muss Kontakt mit dem affektiven Erleben der Gruppe herstellen, in der er lebt. Dies mag für den Erwachsenen eine ebenso gewaltige Aufgabe sein wie für den Säugling die Beziehung zur mütterlichen Brust, und sein Versagen vor den Anforderungen dieser Aufgabe offenbart sich in einer Regression... In manchen Augenblicken glaube ich, dass die Gruppe eine Einstellung mir gegenüber hat und dass ich diese Einstellung in Worte fassen kann; in manchen Augenblicken handelt ein anderer so, als glaube auch er, dass die Gruppe eine Einstellung zu ihm hat, und ich glaube erkennen zu können, was er glaubt...»⁵

Wir messen heute dem Setting eine für die Arbeit in und mit Gruppen eine entscheidende Bedeutung bei, und wir definieren es nicht bloss durch die Personen, die Zeit, den Ort und das Honorar, sondern betonen auch die Wichtigkeit der Rollen, die sich ergeben, wenn die Gruppe durch jemanden koordiniert und beobachtet wird. Um die Bion'schen Beobachtungen reproduzieren zu können und gleichzeitig die Frustrationen, die Bion beschreibt, etwas eindämmen zu können, unterscheiden wir die Aufgabe der Gruppenmitglieder von derjenigen der Koordinations-Equipe. Die Arbeit an der Aufgabe ist nicht Sache der Koordination, sondern fällt der Gruppe zu; so sollte es leichter möglich werden, eine deutende Aktivität zu entfalten, die die Phantasie- von den Realitätsanteilen zu unterscheiden erlaubt.

Gruppenmechanismen spielen immer. Die Frage ist nur, wie man es einrichten kann, dass sie im Manifesten erkannt werden können. Gruppenphantasien bestimmen den Einzelnen allein und im Kontakt mit anderen ebenso wie ganze Völker und Nationen. Bion hat Geschichtsdeutungen mit dem Konzept der Grundannahmen gewagt, die eine gewisse Plausibilität haben.

Der Begriff des Netzes kann auf einem relativ oberflächlichen, deskriptiven Niveau (Internet, Neurowissenschaften etc.) sinnvoll verwendet werden, aber die tieferen Ebenen lassen sich eher mit dem Gruppenkonzept erschliessen. Darüber gibt es, schon wenn wir mit Sartre⁶ beginnen, wirklich einschlägige Literatur⁷.

Thomas von Salis

AGAVA

Arbeitsgemeinschaft gegen die Ausnützung von Abhängigkeiten

10. Schweizer transdisziplinäre Kongress- und Ateliertage zur Überwindung von Gewalt und Machtmissbrauch

Freitag/Samstag, 27./28. Mai 2011
Haus der Kirche, Hirschengraben 50, 8001 Zürich

Zwischen Transparenz und Vertuschung – Prävention in Institution und Organisation

Veranstaltet in Kooperation mit der
FIZ Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration
IST Interventionsstelle gegen Häusliche Gewalt des Kantons Zürich und
a+w Aus- und Weiterbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer

Für Fachpersonen aus den Bereichen

Therapie und Medizin
Justiz und Polizei
Schulen und Kirchen
Sozialarbeit und Heime
Organisationen und Verbände

**Detailinformationen und Anmeldung
(bis 10. Mai 2011):**
www.agava.ch oder info@agava.ch

⁵ Wilfried Bion: Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften (1961), Klett 1974, 102.

⁶ Jean-Paul Sartre: Kritik der dialektischen Vernunft, 1967.

⁷ A. Bauleo: Ideologie, Familie und Gruppe. Argument, Hamburg 1988.



Neurokognition

Sind Hirnhälften «männlich» und «weiblich»?

In populärwissenschaftlichen Artikeln über das Gehirn begegnet man immer wieder der Vorstellung von der Existenz einer männlichen und einer weiblichen Hemisphäre. Die Andersartigkeit der «männlichen» und «weiblichen» Hirnhälften sollen dabei Unterschiede im Verhalten, in der Kommunikation und in der Gefühlswelt von Frauen und Männern erklären. Doch sind dies Fakten?

Mal wird die linke Hemisphäre als die männliche, mit analytischer Kompetenz ausgestattete Hälfte angesehen. Komplementär dazu findet sich die Vorstellung einer rechten, weiblichen, mit kreativem Potenzial versehenen Hälfte. Dazu passt auch die Idee, dass die rechte Hirnhälfte der Sitz der Emotionen sei. Andere Darstellungen allerding verweisen darauf, dass sprachliches Vermögen und Kommunikationsfähigkeit in der linken Hemisphäre residieren, woraus die Schlussfolgerung gezogen wird, dass Frauen eine dominantere linke Hirnhälfte haben. Schliesslich seien Frauen die eindeutig kommunikativeren Menschen. Es herrscht also Uneinigkeit darüber, welche Hemisphäre denn nun die männliche und welche die weibliche sein soll.

19 000 Wörter pro Tag

Zwar haben Studien gezeigt, dass Frauen und Männer entgegen der landläufigen Meinung annähernd gleich viel sprechen (rund 19 000 Wörter pro Tag), doch auf der anderen Seite gibt es keinen Zweifel daran, dass sich die Geschlechter in vielen Aspekten im Sozialverhalten und im emotionalen Erleben unterscheiden. Fraglich ist nur, ob und inwiefern die Antwort auf die Frage nach den neurobiologischen Fundamenten für diese Differenzen im Aufbau und in der Struktur der beiden Hirnhälften anzusiedeln sind.

Auch die in den 1960er und 1970er Jahren favorisierte These, dass Geschlechterdifferenzen im Verhalten, Fühlen und Erleben ausnahmslos durch Lernerfahrungen und Sozialisation zu erklären sind, konnte sich in dieser extremen Form nicht durchset-

zen. Selbst Eltern, die Wert auf geschlechtsneutrale Erziehung ihrer Kinder legen, müssen unumwunden zugeben, dass ihre Sprösslinge geschlechtsbezogene Vorlieben und Verhaltensweisen ausbilden, für die sie eigentlich keine Vorbilder haben. Warum also kleine und grosse Jungen tendenziell lieber mit Autos spielen, während kleine und grosse Mädchen eher eine Präferenz für Sozialkontakte haben, muss demnach andere Gründe haben, von denen am Schluss dieses Artikels noch einmal die Rede sein soll.

Wenden wir uns stattdessen vorher noch einmal unserem eigentlichen Thema, nämlich dem vermeintlichen Zusammenhang zwischen psychologischen Geschlechtsunterschieden und der Anatomie des menschlichen Gehirns, zu. Da wäre zuerst einmal die pure Hirngrösse beziehungsweise das Gewicht. Tatsächlich haben Männer ein deutlich grösseres und schwereres Gehirn als Frauen, was bisweilen fälschlicherweise als Beweis für höhere Intelligenz von Männern verwendet wurde. In Wahrheit unterscheiden sich Männer und Frauen aber nicht wesentlich hinsichtlich ihrer Intelligenzwerte. Die Differenz im Hirnvolumen entpuppte sich bei näherer Betrachtung denn auch als einfache Funktion der Körpergrösse. Männer haben demzufolge ein tendenziell grösseres Gehirn, weil sie im Durchschnitt grösser sind als Frauen, nicht aber intelligenter.

200 Millionen Nervenfasern

In einem ähnlichen Licht muss ein anderer Befund gesehen werden, der vor einigen Jahren für Aufsehen in der Wissenschaft und bei interessierten Laien gesorgt hatte. Bei anatomischen Vermessungen des Gehirns von Männern und Frauen hatte sich herausgestellt, dass ein Teil des sogenannten Corpus Callosum, auch Balken genannt, bei Frauen signifikant vergrössert ist. Das Corpus Callosum ist ein Bündel aus 200 Millionen Nervenfasern, das die wichtigste Verbindung zwischen den beiden Hemisphären darstellt. Bei Frauen, so schlussfolgerten die Forscher, arbei-



Martin Meyer, PD Dr., ist Forschungsleiter im Bereich Neurokognition von Sprache und Hören am Lehrstuhl Neuropsychologie der Uni Zürich und Gastprofessor am Psychologischen Institut der Uni Klagenfurt. Seine besonderen Interessen gelten den Fragen, wie und warum das menschliche Gehirn im Laufe der Evolution Sprache hervorgebracht hat, wie sich Sprachen im Gehirn entwickeln und welche Voraussetzungen es braucht, um eine komplexe Funktion wie Sprache zu meistern. Für seine Habilitationsarbeit zur funktionellen und strukturellen Hemisphärenasymmetrie von Sprachfunktionen wurde er 2010 mit dem UBS-Habilitationspreis ausgezeichnet.

ten die beiden Hirnhälften stärker zusammen als bei Männern, was das grössere kreative Potenzial von Frauen erklären würde.

Nach näheren Betrachtungen dieser Befunde mussten diese Aussagen allerdings wieder relativiert werden. Zum einen zeigte sich, dass dieser anatomische Unterschied seine statistische Bedeutsamkeit verlor, nachdem man eine grössere Anzahl von Gehirnen untersucht hatte. Zum anderen erwies sich auch hier der Bezug zur

Neurokognition

Körpergrösse als entscheidend. Unabhängig vom Geschlecht zeigte sich, dass das Corpus Callosum umso dünner, die Hirnhälften also umso autonomer sind, je grösser das Gesamtvolumen des Gehirns ist.

Tatsächlich hat die Evolution hier zu einem Trick gegriffen, um die Informationsverarbeitung im Gehirn effizienter zu gestalten. In grossen Gehirnen würde es schlicht zu lange dauern, bis Informationen von einer Hirnhälfte in die andere gelangen, sodass die Verarbeitung primär innerhalb der Hemisphären stattfindet.

Speziell im Zusammenhang mit der Sprachfähigkeit wurden grosse Anstrengungen unternommen, geschlechtsspezifische Unterschiede in der Struktur des Gehirns und der Hemisphäre zu finden. Wir wissen heute, dass die ebenfalls oftmals kolportierte Vorstellung von einem Sprachzentrum in der linken Hirnhälfte zu vereinfachend ist. Vielmehr finden sich in Regionen der linken wie auch der rechten Hemisphäre eine Reihe von Arealen der Grosshirnrinde, auch Kortex genannt, welche mit Aspekten des Sprachverstehens und der Sprachmotorik assoziiert sind. Die bekanntesten und wichtigsten dieser Hirnrindegebiete, das Broca-Areal am Fuss der dritten Stirnhirnwindung und das Planum temporale auf dem hinteren Teil des Dachs über dem Schläfenlappen, wiesen in einer Vielzahl von Untersuchungen ebenfalls keine anatomischen Diskrepanzen zwischen Männern und Frauen auf.

Sollte es in der Kommunikationsfähigkeit der Geschlechter also tatsächlich einen Unterschied geben, so liegen dessen Ursachen ganz sicher nicht in der Architektur der beiden Hirnhälften beziehungsweise der Verbindung zwischen den Hemisphären oder der Grösse und Beschaffenheit der sprachsensitiven Regionen.

Bleiben wir noch einen Moment bei der Sprache und wenden uns der Funktion statt der Anatomie des Gehirns zu. Auch wenn, wie eingangs erwähnt, Protokolle von Alltagsgesprächen keinerlei Bestätigung des Klischees von schweigenden Männern und redseligen Frauen erbringen

konnten, begegnet man immer wieder dem Hinweis auf wissenschaftliche Beweise für geschlechtsabhängige Hirnaktivierungsunterschiede beim Sprachverstehen.

Testosteron, Oxytocin, Progesteron, Östradiol

Seit ungefähr fünfzehn Jahren steht Neurowissenschaftlern mit der Methode der funktionellen Magnetresonanztomographie eine Technik zur Verfügung, die es mit einigen Einschränkungen erlaubt, dem Gehirn bei der Arbeit zuzusehen. Gemessen werden lokale Unterschiede in der Blutsauerstoffkonzentration, die mit der Aktivität von Nervenzellen bei der Bewältigung von Sprach- oder Gedächtnisaufgaben korrelieren.

Als sensationeller Durchbruch wurde 1995 eine amerikanische Studie gefeiert, die in der Fachzeitschrift «Nature» veröffentlicht worden war. Den Resultaten dieser Studie zufolge benützen Männer bei Reimaufgaben nur einen Teil der linken Hirnhälfte, während Frauen für dieselbe Sprachfunktion das identische Areal in beiden Hemisphären aktivierten. Einschränkend ist zu sagen, dass sich dieser Unterschied nur in einer von mehreren untersuchten Aufgaben fand und dass dieser Befund bislang nicht repliziert werden konnte. Im Gegenteil berichten Studien aus den letzten Jahren übereinstimmend, dass Frauen und Männer vergleichbare, wenn nicht sogar identische Aktivierungsmuster während der Durchführung einfacher und komplexer Sprachaufgaben zeigen. Von einem Unterschied, in der Art und Weise, wie Sprache in den Köpfen von Frauen und Männern organisiert ist, kann also keinerlei Rede sein.

Zusammenfassend betrachtet dürfen wir feststellen, dass menschliches Verhalten überaus komplex ist. Daher kann man nicht einzelne Regionen im Gehirn für eine bestimmte Aufgabe verantwortlich machen. Vielmehr entsteht menschliches Verhalten, Erleben, Lernen und Fühlen unabhängig vom Geschlecht aus dem Zusammenwirken vieler, zum Teil auch weit voneinander entfernter Regionen im menschlichen Gehirn.

Heisst das nun, dass die Gehirne von Männern und Frauen absolut identisch sind? Nein. Denn bislang können wir nur mit Sicherheit sagen, dass sich ein neurobiologisches Korrelat für psychologische Unterschiede im Geschlechterverhalten nicht mit blossem Auge oder auf den ersten Blick ausmachen lässt. Schon gar nicht bei der vergleichenden Betrachtung der beiden Hirnhälften. Vielleicht aber sind die uns zur Verfügung stehenden neurowissenschaftlichen Messverfahren noch nicht subtil genug, um uns einen Blick auf die bis heute noch nicht sichtbaren anatomischen Unterschiede zu erlauben.

Befunde aus der genetischen Neurobiologie scheinen in unserer Frage nach den Geschlechtsunterschieden im Gehirn eher eine Antwort zu bieten. Seit geraumer Zeit weiss man, dass Männer über ein X- und ein Y-Chromosom in ihrem Erbgut verfügen, während Frauen zwei X-Chromosomen aufweisen. In menschlichen Embryos sorgt dieser genetische Unterschied für eine Reihe von geschlechtsspezifischen hormonellen Entwicklungen. Hormone wie Testosteron, Oxytocin, Progesteron und Östradiol sind für die geschlechtliche Entwicklung und Identität eines Menschen wesentlich ausschlaggebender als die funktionelle Neuroanatomie der beiden Hemisphären. Das menschliche – und nicht das weibliche oder männliche – Gehirn gilt daher als ganzheitliches Wunderwerk mit einer Vielzahl von analytischen und kreativen Fähigkeiten, die sich jeder Mensch, Frauen und Männer gleichermaßen, zunutze machen kann.

Martin Meyer

Soziologie

Wenn Netzwerke desintegrieren

Menschen sind keine sozialen Inseln, sondern Akteure, die sich mit anderen Akteuren vernetzen, um gemeinsam Interessen zu verfolgen. Soziale Netzwerke sind jedoch nicht bloss eine Ressource, sie können auch Handlungsoptionen einschränken. Es ist deshalb sinnvoll, sich auch mit den Schattenseiten von Netzwerken zu beschäftigen und nicht zu vergessen, dass soziales Kapital ungleich verteilt ist.

Hannah Arendt schrieb in ihrer Studie «Macht und Gewalt»: «Macht entspricht der menschlichen Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder etwas zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschliessen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln.» So erstaunt es nicht, dass sich soziale Netzwerke unter den Kernthemen der Soziologie etabliert haben. Beziehungsgeflechte zwischen Akteuren – Menschen, Unternehmen, politischen Organisationen – eröffnen Handlungsoptionen. In der Tat beruht soziale Macht und Einfluss, sei das im wirtschaftlichen, politischen oder kulturellen Bereich, auf der sozialen Kompetenz, sich mit anderen Menschen zu verbinden.

Ein gutes Repertoire an Kontakten beziehungsweise Sozialkapital (Bourdieu) hilft vor allem auch bei materiellen, emotionalen und gesundheitlichen Problemen. Komparative Analysen sprechen zudem dafür, dass politische Gemeinwesen ökonomisch besser abschneiden und weniger von sozialen Konflikten, Delinquenz und Armut belastet sind, wenn sich ihre Mitglieder zivilgesellschaftlich engagieren, damit vor allem auch Bekanntschaften pflegen und Vertrauen in Mitmenschen stiften (Woolcock und Narayan).

Dabei hat die soziologische Forschung gerne Beiträge der Psychologie rezipiert. So betonte schon Jacob Levy Moreno, der Begründer des Psychodramas und der Soziometrie sowie Mitbegründer der Gruppenpsychotherapie, den Zusammenhang zwischen der Qualität der sozialen Vernetzung und dem psychischen Befinden. Bahnbrechend und inzwischen

ein empirischer Meilenstein ist auch Marie Jahodas Analyse der soziopsychologischen Situation von Langzeitarbeitslosen in Marienthal bei Wien. Sie zeigte, dass lang andauernde Arbeitslosigkeit sowohl mit psychischen Belastungen einhergeht, zum Beispiel mit Resignation und Aggressionen, wie auch das soziale Beziehungsgefüge in Frage stellt. Klar ist auch, dass eine gute soziale Unterstützung durch Familie und FreundInnen die Bewältigung von Stresssituationen wie Prüfungen, Jobverlust, Krankheiten und Trauer erleichtert und der Verlust von sozialen Beziehungen, sei das der Tod eines nahe stehenden Menschen oder die Auflösung einer Freundschaft, den Betroffenen Leiden bereitet (Pearson).

Verstrickungen und Überkontrolle

Bei aller Netzwerk-Euphorie wird indes häufig vergessen, dass soziale Beziehungen nicht nur Handlungsoptionen eröffnen, sondern auch einschränken. In der Tat wies schon Emile Durkheim, einer der Väter der Soziologie, darauf hin, dass Menschen nicht nur unter zu wenig, sondern auch unter zu viel sozialer Vernetzung leiden können. In seinem Hauptwerk «Der Selbstmord» von 1897 schreibt er zu den Bedingungen für den altruistischen Selbstmord: «Wenn der Mensch aus der Gesellschaft herausgelöst wird, begeht er leicht Selbstmord. Das tut er auch, wenn er zu sehr in sie verstrickt ist.» Konkret: «Der eine Selbstmord ist das Ergebnis einer übertriebenen Vereinzelung, der andere das einer übertriebenen Individualität. Der eine kommt zustande, wenn eine in allen Punkten uneinige Gesellschaft den Menschen aus ihrem Halt entlässt, der andere, weil sie ihn in zu enger Abhängigkeit hält.»

In eine ähnliche Richtung argumentiert Durkheim auch beim «fatalistischen Selbstmord», der nicht auf einer zu schwachen, sondern einer zu starken Reglementierung beruhe. Ein Vergleich US-amerikanischer Kirchen (Pescosolido und Georgianna) untermauert Durkheims These, dass die Suizidneigung nicht von religiösen Inhalten, sondern in kurvilinearem Ver-



Michael Nollert, Prof. Dr., forscht und lehrt am Departement Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Fribourg. Forschungsschwerpunkte: komparative Analysen, Wirtschaftssoziologie und Konfliktforschung.

hältnis vom Grad der sozialen Vernetzung abhängt. So ist im amerikanischen Kontext die Suizidneigung sowohl bei schwach vernetzten Protestanten als auch bei stark vernetzten Sektenmitgliedern höher als bei den durchschnittlich vernetzten Katholiken.

«Beziehungsdelinquenz» im Wirtschaftsleben

Auch im Wirtschaftsleben sind Netzwerke keineswegs bloss ein Segen. Erinnern wir uns zurück: Adam Smith, der Vater der Volkswirtschaftslehre, erklärte sich die Ineffizienz und Innovationsschwäche der feudalistischen Ökonomie nicht zuletzt damit, dass sie die Vernetzung von Produzenten und den Ausschluss von Konkurrenz und damit eine Ausbeutung von Konsumenten erlaubt. Mit dem Aufstieg der Marktgesellschaft verbreitete sich zudem die meritokratische Ansicht, wonach auf den Arbeits- und Produktmärkten nicht mehr das ererbte Kapital und «gute Beziehungen» (Vitamin B), sondern die Leistung ent-

Soziologie

scheiden sollte, ob jemand Erfolg im Leben hat.

Unzählige Studien führen uns indes auch heute noch vor Augen, dass dieser Anspruch der Moderne bislang nur ansatzweise realisiert ist. Zudem kann man die Ansicht teilen, dass auch der Aufbau von sozialem Kapital, zum Beispiel durch Mitgliedschaften in einschlägigen Clubs, oder die Pflege von Beziehungen eine Leistung und damit eine legitime Erfolgsquelle sei.

Parallelvergesellschaftung als Desintegrationsfaktor

Schliesslich bleibt zu beachten, dass soziale Beziehungen nicht a priori integrationsfördernd wirken. Zwar ist kaum zu bestreiten, dass die Kohäsion einer Gruppe gestärkt wird, wenn die Mitglieder Kontakte zueinander pflegen. Allerdings macht es im Hinblick auf den sozialen Zusammenhalt einer Gesellschaft einen grossen Unterschied, ob es sich dabei um brückenbildende (bridging) oder bindende (bonding) Kontakte handelt (Putnam).

Brückenbildend sind Kontakte dann, wenn sie zwei «soziale Kreise» (Simmel) verknüpfen. Bindend sind dagegen Kontakte, die ausschliesslich innerhalb eines sozialen Kreises stattfinden und damit häufig die Differenzen zu anderen Gruppen verstärken. Es vermag kaum zu überraschen, dass bindende Kontakte im Unterschied zu den brückenbildenden vornehmlich desintegrativ wirken. Dabei unterscheiden sich moderne Gesellschaften von traditionellen nicht nur darin, dass sie brückenbildende Kontakte erlauben, sie sind auch darauf angewiesen. So sind Gesellschaften, die Kontakte über ökonomische, politische und kulturelle Gräben hinweg und damit individualisierte Identitäten fördern, ungleich stabiler als solche, in denen sich die Menschen primär als Mitglieder von Familien, Klassen, Ethnien, religiösen Parallelgemeinschaften, ökonomischen Klassen oder *gated communities* begreifen und ihr kollektives Anderssein zelebrieren (Nollert). Von daher liegt es auf der Hand, dass multikulturelle Gesellschaften ungleich weniger kohäsiv sind als solche, die Assoziatio-

nen über ökonomische, ethnische und religiöse Grenzen hinweg erlauben und fördern (Tocqueville).

Ungleiche Verteilung von Sozialkapital und Beziehungschancen

Vernachlässigt wird im Netzwerk-Diskurs auch häufig, dass soziales Kapital in allen Gesellschaften genauso wie Einkommen und Vermögen ungleich verteilt ist und zu einem grossen Teil vererbt wird. Da Sozialkapital wie Bildung eine zentrale Quelle von Einkommen ist, würde es sozialpolitisch durchaus Sinn machen, nicht nur gleiche Bildungs-, sondern auch gleiche Beziehungschancen zu fordern.

In der Tat ist nicht zu übersehen, dass Kinder mit ungünstigem sozialem Hintergrund nicht nur kulturell, sondern auch im Hinblick auf die Akkumulation von Sozialkapital benachteiligt sind. Hinzu kommt, dass sich der sozialstrukturelle Matthäus-Effekt («Wer hat, dem wird gegeben») unter anderem auch darin zeigt, dass sich der Abstand zwischen Menschen mit geringem und grossem Sozialkapital über den Lebenszyklus hinweg vergrössert. In diesem Sinne hofft der Autor, dass Kindern aus sozialkapitalfernen Milieus auch in Zukunft zumindest nicht die Möglichkeit verbaut wird, in Schule und Freizeit Kontakte zu Kindern mit privilegiertem sozialem Hintergrund zu knüpfen.

Michael Nollert



Literatur

Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Schwartz, Göttingen 1983.

de Tocqueville, Alexis: Über die Demokratie in Amerika. Reclam, Stuttgart 1959.

Durkheim, Emile: Der Selbstmord. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1987.

Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul F. / Zeisel, Hans: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Hirzel, Leipzig 1933.

Moreno, Jacob Levy: Who shall survive? A New Approach to the Problem of Human Interrelations. Nervous and Mental Disease Publishing Co., Washington 1934.

Nollert, Michael: Kreuzung sozialer Kreise. Auswirkungen und Wirkungsgeschichte. In: Christian Stegbauer und Rainer Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2010.

Pearson, Richard E.: Beratung und soziale Netzwerke. Eine Lern- und Praxisanleitung zur sozialen Unterstützung. Beltz, Weinheim 1997.

Pescosolido, Bernice A. / Georgianna, Sharon: Durkheim, Suicide and Religion. Toward a Network Theory of Suicide. American Sociological Review, 1989.

Putnam, Robert: Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community. Simon and Schuster, New York 2000.

Simmel, Georg: Die Kreuzung sozialer Kreise. In: Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Band 11. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1992.

Woolcock, Michael / Narayan, Deepa: Social Capital: Implications for Development Theory, Research and Policy. The World Bank Research Observer 15/2000.

Biochemische Netzwerke

Wie Medikamente wirken

Der Körper ist ein biochemisches Kraftwerk. Der Stoffwechsel sorgt dabei für die Aufnahme, den Transport und die chemische Umwandlung von Stoffen. Er besteht aus diversen Netzwerken, lebenden Organismen, die sich entwickeln und sich reproduzieren. Fehlfunktionen in diesen Systemen – also Krankheiten – können medikamentös behandelt werden. Wie das?

Ist es nicht erstaunlich, dass Medikamente nach regelmässiger Einnahme einen zu hohen Blutdruck, allergische Reaktionen oder die Überzuckerung des Blutes normalisieren können?

Medikamente sind zweckmässig verarbeitete chemische Stoffe, die mit dem menschlichen Stoffwechsel interagieren können. Der Stoffwechsel besteht aus den unterschiedlichsten biochemischen Netzwerken. Die Glykolyse, eines dieser Netzwerke, ist ein zentraler Stoffwechselweg und Ausgangspunkt für die stufenweise chemische Umwandlung von Glucose zu Kohlendioxid und Wasser. Die Glucose und alle in der Glykolyse vorkommenden Umwandlungsprodukte nennt man Metaboliten.

Die chemischen Umwandlungen finden in den Bindungstaschen von Enzymen, den sogenannten biologischen Katalysatoren, statt. Solche biochemischen Netzwerke stellen offene Systeme dar, deren Teile sich in einem Fließgleichgewicht befinden. Dieses Fließgleichgewicht – auch Homöostase genannt – wird mit den unterschiedlichsten regulatorischen Massnahmen aufrechterhalten. Eine Massnahme ist die Bereitstellung der Enzyme, die für die Beschleunigung der chemischen Reaktionen verantwortlich sind. Die Anleitung zur Herstellung von Enzymen wird in Form von Nukleinsäuresequenzen im Kern einer Zelle gelagert. Die Erzeugung wird dann über eine Kaskade von Prozessen realisiert.

Dualismus von Genotyp und Phänotyp

Wir sind hier mit einer bemerkenswerten Art von Dualismus lebender Organismen konfrontiert: Jedes Indi-

viduum besitzt einen Genotyp (also gespeicherte Information), bestehend aus Nukleinsäuren, und einen Phänotyp (also ein Erscheinungsbild), ausgedrückt in den Biomolekülen des Stoffwechsels.

Das Zusammenspiel von Genotyp und Phänotyp wird durch die Umwelt in unterschiedlichem Ausmass beeinflusst. Lebende Organismen sind fähig, sich zu entwickeln, sich zu reproduzieren, zu wachsen, zu differenzieren und wie erwähnt einen Stoffwechsel aufrechtzuerhalten. Diese Fähigkeiten unterscheiden lebende Organismen grundlegend von unbelebten Systemen.

Krankheiten werden auch auf Dysfunktionen in diesen biochemischen Netzwerken zurückgeführt. Es gibt dann für die Krankheit eine molekulare Erklärung. Zwischen der molekularen und der physiologischen Ebene besteht ein Gefüge, in das mit Medikamenten eingegriffen werden kann. Nach Verabreichung des Medikaments tritt der chemische Stoff oder Wirkstoff eine Reise durch den menschlichen Körper an. Der Wirkstoff wird im Magen-Darm-Trakt resorbiert und erscheint im Blut. Über das Blut erreicht er Organe, Gewebe und Zellen. Er begegnet einer Vielzahl von biologischen Molekülen, wie Enzymen und Rezeptoren, die löslich vorkommen oder in Membranen von Zellen und Organellen eingebettet sind.

Einige der Enzyme, zum Beispiel in der Leber, helfen Wirkstoffe so zu verändern, dass sie über die Niere oder die Galle wieder ausgeschieden werden können. Der Wirkstoff ist in diesem Kontext Objekt, es geschieht etwas mit ihm. Der Wirkstoff bindet aber auch an Enzyme oder Rezeptoren, welche die gewünschte pharmakologische, immunologische oder metabolische Wirkung auslösen. Nun ist der Wirkstoff Agens, das Tuende, das Bewirkende. Der Wirkstoff bindet anstelle des Metaboliten. Aus diesem Grund werden Wirkstoffe auch als Xenobiotika, als Fremdstoffe, bezeichnet. Metabolit und Wirkstoff weisen strukturelle Ähnlichkeiten auf und können daher an das gleiche Enzym



Daniel Gyga leitet den Fachbereich Bioanalytik und den Studiengang Molecular Life Sciences und ist Lehrbeauftragter für Bioanalytik an den Universitäten Basel und Palermo. Er präsidiert das Biotechnet Switzerland, das Kompetenznetz der Schweizer Hochschulen in Biotechnologie, und die Kommission für angewandte Biowissenschaften der Schweizerischen Akademie der Technischen Wissenschaften.

oder an den gleichen Rezeptor binden.

Die Bindung eines Metaboliten oder Wirkstoffs an ein Enzym oder einen Rezeptor wird oft mit einem Schlüssel verglichen, der in ein entsprechendes Schloss passt. Wir wissen, dass diese Analogie nicht ganz zutreffend ist, da Enzyme und Rezeptoren nicht starr wie Schlösser sind, sondern geschmeidig wie Handschuhe. Der Vergleich der Hand, die in einen Handschuh passt, ist daher treffender. Die Hand steht für den Wirkstoff und der Handschuh für das Enzym oder den Rezeptor. Je stärker die Bindung der beiden molekularen Partner, umso niedriger kann die Dosierung gewählt werden, um eine gewünschte Wirkung zu erzeugen. Nun ist es aber so, dass eine Hand durchaus in verschiedene Handschuhe passt. Der Handschuh sitzt

Biochemische Netzwerke

dann mehr oder weniger gut; er schützt zwar vor Kälte, reduziert aber die Feinmotorik.

Bindet der Wirkstoff gleichzeitig an mehrere unterschiedliche Enzyme oder Rezeptoren, kann diese Bindung neben dem gewünschten Effekt zu einer nicht erwünschten Nebenwirkung führen. Diese Eigenschaft von Wirkstoffen und auch Metaboliten, an mehrere Enzyme oder Rezeptoren binden zu können, kann man als molekulare Promiskuität bezeichnen. Diese ist eine Erklärung dafür, wie Wirkung und Nebenwirkung in biochemischen Netzwerken zustande kommen können, und macht die Aussage von Paracelsus, dass die Dosis das Gift ausmacht, verständlich. Die molekulare Promiskuität macht aber auch deutlich, wie schwierig es für die Medikamentenforschung ist, pharmakologisch selektive Wirkstoffe zu entwickeln.

Spannungsfeld von Selektivität und Promiskuität

Offensichtlich findet der Stoffwechsel im Spannungsfeld zwischen Selektivität und Promiskuität statt. Vermutlich verleiht dieses Spannungsfeld dem biochemischen Netzwerk eine gewisse Robustheit, die durch ein dynamisches und adaptives Verhalten seiner Komponenten erst gesichert wird. Interventionen aus der Umwelt können gedämpft oder umgeleitet werden. Promiskuität kann, wo notwendig, verhindert werden, wenn Stoffwechselprodukte, Enzyme und Rezeptoren unterschiedliche zeitliche und räumliche Profile haben. Vermutlich ist dieses Spannungsfeld zwischen Selektivität und Promiskuität auch der evolutionen Entwicklung von lebenden Organismen förderlich gewesen. Fällt in einem Organismus, dessen Prozesse auf absolute Selektivität optimiert sind, ein Prozess aus, stirbt er. Sind

Prozesse in einem Organismus auf maximale Promiskuität optimiert, kann die Homöostase nicht mehr aufrechterhalten werden, die Prozesse werden chaotisch, und der Organismus stirbt ebenfalls.

Selektivität und Promiskuität in einem Netzwerk bedingen einander also gegenseitig. Sie leisten einen Beitrag zur Robustheit von biochemischen Netzwerken und ermöglichen aber auch, molekulare Erkrankungen medikamentös zu behandeln.

Daniel Gyax

Weiterbildungen Systemische Therapie und Beratung

Themenspezifische Module (für PsychologInnen und ÄrztInnen mit systemischer Grundausbildung)

- **Averbale Methoden in systemtherapeutischen Prozessen.** 15.-16.4.2011
- **Hypnotherapeutische Interventionen in der systemischen Therapie.** 24.-25.6.2011
Selbsterfahrung
- **Auseinandersetzung mit der eigenen Konfliktkultur.** 7.-10.9.2011

Weiterbildungen für alle interessierten Fachleute

- **Die geheimen Mechanismen der Liebe.** 7 Regeln wie man glücklich bleibt. Das Seminar zum Buch. Dirk Revenstorf. 30.-31.3.2011
- **Elterncoaching im interkulturellen Kontext.** Rosa Font. 12.-13.4.2011
- **Gelingende Paarbeziehungen: Liebe und Vertrag.** Mediatives Wissen für PaartherapeutInnen - paartherapeutisches Wissen für MediatorInnen. Elisabeth Wirz-Niedermann und Heiner Krabbe. 9.-10.5.2011
- **Kinderschutz durch Elternarbeit.** Gewalttätige Familiendynamiken verstehen und verändern. Anna Flury Sorgo. 12.-13.9.2011
- **Langjährige Liebe und leidenschaftliche Sexualität.** Das Seminar zum Buch: «Lieben ein Leben lang». Birgit Dechmann und Elisabeth Schlumpf. 19.-20. September 2011

Programme/Anmeldung/Informationsabende: www.ief-zh.ch, IEF Institut für systemische Entwicklung und Fortbildung, Voltastrasse 27, 8044 Zürich / Tel. 044/362 84 84, Fax 044/362 84 81 / ief@ief-zh.ch



Institut für systemische Entwicklung
und Fortbildung

Sportpsychologie

Gemeinsames Learning by doing

Die Sportpsychologie ist von der Anzahl Akteure und der Breite her gesehen ein überschaubares Anwendungsgebiet. Welche Netzwerke bestehen in der Sportpsychologie? Welche Verbindungen sind wichtig? Und wie hat sich die Sportpsychologie in der Schweiz in den letzten Jahren entwickelt?

Die SportpsychologInnen in der Schweiz waren bis vor wenigen Jahren zwangsläufig Autodidakten. Man eignete sich sportpsychologische Kompetenzen selbst an, sei es mit Hilfe von Literatur, Weiterbildungen, Studienaufenthalten, eigener Forschung oder durch «learning by doing». Dies führte zu einer solidarischen Haltung: Man lernte voneinander. So entstanden Netzwerke, die dies unterstützten und sich im Laufe der Zeit erweiterten und verdichteten.

An der Eidgenössischen Hochschule für Sport in Magglingen wurde 2006 erstmals eine Ausbildung in Sportpsychologie angeboten. Der dreijährige Nachdiplomkurs (CAS mit 10 ECTS) bildete die Basis für den Erwerb des Fachtitels in Sportpsychologie SBAP bzw. FSP. Diese Entwicklung in der Ausbildung von Sportpsychologen hat auch insofern Änderungen in den bisherigen Netzwerkstrukturen zur Folge, als die geforderten Intervisions- und Supervisionsgruppen neue Verknüpfungen in internen und externen Netzwerken entstehen liessen. Als interne Netzwerke werden hier Verbindungen innerhalb der Sportpsychologenzunft verstanden, während externe aus dem eigenen Fachbereich hinausführen. Schauen wir uns diese beiden Netzwerkgruppen genauer an.

Interne Netzwerke

Heimathafen für die meisten Schweizer SportpsychologInnen ist die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Sportpsychologie (SASP), ein Gliedverband der FSP. FH-Psychologen sind übrigens bestens akzeptiert und integriert. Sie wären vermutlich längst im Vorstand aktiv, würden es die Reglemente nur zulassen. In der SASP knüpfen angehende Sportpsychologen die ersten Kontakte anlässlich von Weiterbildungen,

gen, Mitgliederversammlungen und in Arbeitsgruppen.

Die drei Arbeitsgruppen (Forschung, Leistungssport, Gesundheit/Rehabilitation) sind ein wichtiges Gefäss für die Vertiefung der Verbindungen zwischen Sportpsychologen. Die gemeinsame Arbeit, etwa an fachlichen Themen, Fragen der Qualitätssicherung oder an Fällen, stärkt das Netzwerk: Man lernt das berufliche und persönliche Profil der KollegInnen besser kennen, durch die kollegiale Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen der Sportpsychologie wird ein Berufsbild mitgestaltet, und die berufliche Identifikation wird gefördert.

Ein persönliches Beispiel mag dies verdeutlichen: Noch zu Studienzeiten lud mich ein Mitglied der SASP aufgrund meines vorherigen Berufes im Gesundheitswesen zur Mitarbeit in die Arbeitsgruppe Gesundheit/Rehabilitation ein. Sie erarbeitete ein Konzept, das einzelne Mitglieder dann in realen Projekten umsetzten. Obwohl die Gruppe nach einiger Zeit in einen «Stand-by-Modus» überging, blieben Kontakte zu einzelnen Mitgliedern bestehen, und es entstanden weitere gemeinsame Projekte.

Die SASP stellt mit ihren Organen und Gruppen somit Möglichkeiten für die Vernetzung von SportpsychologInnen zur Verfügung. Tragfähige und längerfristige Netzwerke entstehen aber nur, wenn sie einen Nutzen erfüllen.

Nutzen von Netzwerken in der Sportpsychologie

Freiwillige, offene Netzwerke werden längerfristig nur dann funktionieren, wenn alle teilnehmenden Personen für sich einen Nutzen erfahren. Wolfgang Jütte («Soziales Netzwerk Weiterbildung». Bertelsmann, Bielefeld 2002) weist in Kooperationen vier unterschiedliche Interpretationen von Beziehungsmustern nach: feindlich, kompetitiv, egoistisch-rational und kooperativ. Man darf annehmen, dass in Netzwerken zwischen Mitgliedern der SASP auf Dauer nur als kooperativ wahrgenommene Beziehungen überleben und andere Muster kurze Beine haben.



Max Schlorff, Dipl. Psychologe FH und Dipl. Ernährungsberater HF, Fachpsychologe SBAP. in Psychotherapie, Kinder- und Jugend- und Sportpsychologie. Er arbeitet in eigener Praxis in Zürich und als Dozent an der Berner Fachhochschule im Studiengang Ernährung und Diätetik. Er ist Mitglied der Weiter- und Fortbildungskommission der SASP und Co-Leiter der SBAP-Fachkommission Sportpsychologie.

Folgende Kooperationsfelder in Netzwerken von Sportpsychologen sind vorstellbar:

- Gegenseitige Information;
- Erfahrungsaustausch, Intervention;
- Vermittlung von Klienten und Projekten mit Teams und Gruppen;
- Durchführung von gemeinsamen Beratungen und Projekten;
- Vermittlung von Ausbildungsmandaten und Lehraufträgen;
- Teilnahme an internationalen Kongressen;
- Vermittlung von Kontakten zu Sportpsychologen im Ausland;
- Medieninformation;
- Bildung von Fachgruppen.

Ein Beispiel soll diese Kooperation unter Sportpsychologen veranschaulichen. Vor gut einem Jahr wurde die «Praxisgruppe Olympia» gebildet. Seither treffen sich fünf Sportpsychologen und ein Mentaltrainer, alle Mit-

Sportpsychologie

glieder der SASP, regelmässig, um einen Kompetenzpool zu bilden. Er dient der Vorbereitung von Athleten, Teams und Funktionären auf Olympische Spiele. Gleichzeitig unterstützt die Gruppe auch den bislang einzigen Olympia-Sportpsychologen vor, während und nach seiner Mission. Neben sportpsychologischer Alltagsarbeit wie der Betreuung von Athleten vor Ort werden auch aussergewöhnliche Szenarien durchgespielt. An den diesjährigen Winterspielen trat mit dem tragischen Unglück eines Rodlers denn auch ein Ereignis ein, bei dem der Sportpsychologe auf diese Trockenübungen zurückgreifen und rasch und kompetent handeln konnte.

Weitere Beispiele interner Netzwerke

Der erwähnte Nachdiplomkurs – übrigens die einzige Ausbildung dieser Art im deutschsprachigen Raum – forderte die Bildung von Interventionsgruppen. Einige betreiben auch heute noch, 1½ Jahre nach Abschluss, Intervention und bilden so kleine regionale Netzwerke, wie sie bislang nicht bestanden.

Das Zentrum eines weiteren Netzwerks ist das Bundesamt für Sport in Magglingen. In seinem Betreuungsangebot für den Leistungssport ist auch die Sportpsychologie integriert. Für viele Trainer und Athleten ist dies die erste Anlaufstelle auf der Suche nach sportpsychologischer Unterstützung. Die Sportpsychologen in Magglingen übernehmen unter anderem eine wichtige Triagefunktion und vermitteln Athleten und Teams an geeignete SportpsychologInnen in ihrer Umgebung.

Externe Netzwerke

Wenden wir uns nun denjenigen Netzwerken zu, die Sportpsychologen aus dem eigenen Fachbereich herausführen. Zu diesen externen Netzwerken zählen Verbindungen zu Fachpersonen anderer Berufsgruppen und zu Organisationen aus Sport und Gesundheit.

Immer wieder tauchen in sportpsychologischen Beratungen auch Fragen auf, für die Fachpersonen anderer Berufsgruppen beigezogen werden

müssen. Eine typische Situation kann dies verdeutlichen: In einer Beratung äussert ein junger Athlet Symptome wie Niedergeschlagenheit, Lustlosigkeit und Schlafstörungen. Hier kann der Sportpsychologe an eine depressive Entwicklung denken, möglicherweise sind dies aber auch Anzeichen eines Übertrainings. Eine Exploration kann den Verdacht erhärten und führt zur Überweisung an einen Sportarzt. Er stellt eine Diagnose und gibt Empfehlungen hinsichtlich Regeneration und Trainingsaufbau ab. Dies zeigt, wie hilfreich es ist, über ein lokales Netz an Fachpersonen aus Sport und Gesundheit zu verfügen wie Ärzte, Sportkursleiter, Physiotherapeuten, Osteopathen oder Leistungsdiagnostiker.

Organisationen im Sport

Swiss Olympic (SO), der Dachverband des Schweizer Sports, ist wohl für viele SportpsychologInnen die wichtigste externe Organisation. Er ist verantwortlich für die Schweizer Delegationen an Olympischen Spielen. Für die Sportpsychologie in der Schweiz war es ein grosser Erfolg und eine wichtige Anerkennung, als 2006 der erste Sportpsychologe in offizieller Mission an die Olympischen Spiele nach Turin mitreiste. SO ist für alle im Leistungssport tätigen SportpsychologInnen auch darum ein wichtiger Partner, da SO teilweise die Kosten der sportpsychologischen Betreuung von Elite-Athleten übernimmt.

Für SportpsychologInnen, die sich im Bereich der Gesundheit und Rehabilitation betätigen, ist *Gesundheitsförderung Schweiz* eine zentrale Institution. Sie hat die Aufgabe, Massnahmen zur Förderung der Gesundheit und zur Verhütung von Krankheiten zu evaluieren, zu planen und zu koordinieren. Es können Projekte eingereicht werden, die von der Gesundheitsförderung Schweiz geprüft und mitfinanziert werden.

Ein Beispiel, wie wirkungsvoll eine finanzielle Unterstützung sein kann: Vor etwas mehr als zehn Jahren haben sich der Präsident der Schweizer Langlaufschulen und der Autor Gedanken darüber gemacht, wie der Langlauf-

sport in der Schweiz populärer gemacht werden könnte. Dabei ist die Idee entstanden, einen Schnuppertag mit Gratis-Langlaufunterricht anzubieten und das Projekt bei der Gesundheitsförderung Schweiz zur Finanzierung einzureichen. Aus der Idee wurde ein grosser Erfolg: In diesem Winter finden bereits 16 Schnuppertage in der ganzen Schweiz statt, unterstützt von einem finanzstarken Sponsor.

In einem kleinen Fachgebiet sind Netzwerke besonders wichtig – für die fachliche Entwicklung ihrer Akteure und als Basis für Erfolg und Anerkennung eines ganzen Fachgebiets. Die geringe Anzahl an SportpsychologInnen führt notwendigerweise zu Überlappungen einzelner Netzwerke. «Man kennt sich» – nicht nur über einen, sondern oft über mehrere Knotenpunkte. Dies kann von Vorteil sein, etwa wenn AthletInnen oder Teams einem Kollegen weitervermittelt werden sollen und man nicht nur die fachliche Kompetenz im Auge hat, sondern auch die Beziehungsebene. Eine solche Engmaschigkeit des Netzes wünschte man sich auch in anderen psychologischen Tätigkeitsfeldern.

Max Schlorff

Netzwerke im Arbeitsalltag

Wir Mikropolitiker

Soziale Netzwerke bestehen aus einer bestimmten Anzahl von Akteuren und den Beziehungen, die durch die Akteure eingegangen werden. Die Akteure werden durch diese Beziehungen miteinander verbunden, wodurch ein Informationsfluss entsteht. Die Netzwerke bereichern uns derart, dass wir von sozialem Kapital sprechen.

Stellen Sie sich vor: Sie haben gerade eine wichtige geschäftliche Sitzung mit einem Kooperationspartner beendet und hoffen nun, etwas unter Zeitdruck, den nächsten Intercity-Zug in Richtung Heimatstadt zu erwischen. Doch der freundliche Verhandlungspartner lädt Sie zu einem Kaffee ein. Und schon stecken Sie im Dilemma ... Sollen Sie Ihrem gesunden Egoismus frönen und die Einladung einfach dankend ablehnen? Oder sollten Sie eher Ihre privaten Pläne auf Eis legen und den informellen Kitt zwischen Ihnen und diesem wichtigen Geschäftspartner auffrischen?

Um den Rahmen dieses Artikels nicht zu sprengen, werden an dieser Stelle soziale Netzwerke genauer betrachtet, die durch direkte Begegnungen gepflegt werden. Beginnen wir mit der Begriffsklärung: Eine sozialwissenschaftliche Definition stammt von Wasserman und Faust: «*A social network consists of a finite set or sets of actors and the relation or relations defined on them. The presence of relational information is a critical and defining feature of a social network.*»

Ein soziales Netz besteht demzufolge aus einer bestimmten Anzahl von Akteuren und den Beziehungen, die durch diese Akteure definiert beziehungsweise eingegangen werden. Die Akteure werden durch diese Beziehungen miteinander verbunden, wodurch – und das ist entscheidend – ein Informationsfluss entsteht.

Die Stärke solcher Beziehungen ist dabei sehr unterschiedlich; es kann sich sowohl um formale als auch um sehr enge geschäftliche oder private Beziehungen handeln.

Das konkrete Ziel solcher Netze festzulegen, scheint nicht einfach zu sein. Dies hat damit zu tun, dass sie durch das Zusammenleben entstehen, sozu-

sagen nebenbei. Soziale Netzwerke geben Geborgenheit und Sicherheit. Sie schränken uns auch ein, beinhalten Regeln und Kontrollmechanismen: Das Gefühl von Freiheit, das manche von uns während des Ferienaufenthalts in fernen Ländern erfasst, ist nicht nur auf die Abwesenheit von Arbeitspflichten zurückzuführen, sondern auch auf unser erfolgreiches Entweichen aus der heimatlichen sozialen Kontrolle. Doch generell gilt: Soziale Netzwerke entsprechen in erster Linie dem menschlichen Grundbedürfnis nach Dazugehörigkeit und Integration. Wie wichtig dieses ist, zeigt sich am Erfolg virtueller sozialer Netzwerke wie Facebook.

Machen soziale Netzwerke reich?

Doch zurück zu den Zielen von Netzwerken: Während die meisten Forschenden keine expliziten Ziele nennen und eher von einem weniger bewussten «gegenseitigen Geben und Nehmen» ausgehen, zeigt sich Neuberger diesbezüglich weniger zurückhaltend. Er schreibt: «*Mit Networking ist das taktische oder gar strategische Knüpfen und Pflegen von Beziehungen gemeint, die später für Informationssammlung, Koalitionen, Ressourcengewinnung etc. genutzt werden können.*»

Wie wertvoll das soziale Netzwerk ist, zeigt sich darin, dass dieser Begriff oft mit dem Begriff «soziales Kapital» in Verbindung gebracht wird. Lin definiert Kapital wie folgt: «*I define capital as investment of resources with expected returns in the marketplace.*» Dies bedeutet, dass beabsichtigte, erwartete Gewinne durch ein gutes soziales Netzwerk erzielt werden können. Eine bewusste Mobilisierung solcher Beziehungen ist durchaus möglich.

Aber worin besteht der Gewinn, der durch das soziale Kapital zustande kommt? Lin führt unter anderem auf, dass Informationen zwischen den durch das Netzwerk Verbundenen besser fliessen. Sind die sozialen Verbindungen stark genug, ergeben sie taktische Vorteile für eine Person, die zum Beispiel deren berufliches Weiterkommen begünstigen und den Ein-



Sieglind Chies Fischer ist Studienleiterin MAS Leadership & Management, Dozentin und Beraterin an der ZHAW. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Führungspsychologie, Entscheidungsfindung, Problemlösungszyklus, Arbeit und Flow, Kommunikation, Assessment Center; ihre Tätigkeitsfelder: inner- und überbetriebliche Führungsausbildungen, Einzelcoaching, Beratung von Teams und Organisationen, Assessment Center, Workshop-Moderationen.

flussbereich erweitern. Die Interessen der beteiligten Akteure sind durch ein soziales Netzwerk besser vertreten und breiter abgestützt. Die Macht der Verbundenen wird dadurch automatisch grösser.

Das soziale Kapital führt nicht unbedingt direkt zur Aneignung von materiellen Gütern. Es ermöglicht aber, die Güter der Netzwerkpartner zu gebrauchen, sie vorübergehend auszuliehen, zum Beispiel die Ferienwohnung in St. Moritz. Soziales Kapital ist auch erkennbar, wenn nicht eine fremde Firma einen begehrten Arbeitsauftrag erhält, sondern der Sohn des Rotary-Club-Kollegen des CEO.

Gemäss Lin spielen die Herkunft (womit der materielle Besitz und der elterliche Status gemeint sind) sowie das Geschlecht eine wichtige Rolle für das Entstehen von sozialem Kapital. Daneben leisten eine gute Ausbildung und ein prestigeträchtiger Job einen weiteren wichtigen Beitrag. Armut

Netzwerke im Arbeitsalltag

und Krankheit können das soziale Kapital demgegenüber verringern: Psychisch kranke oder aus anderen Gründen randständige Menschen verfügen nur noch über das Netz der Herkunftsfamilie.

Vom sozialen Netzwerk zur Mikropolitik
Neuberger und Lin sind der Ansicht, dass soziale Netzwerke bewusst genutzt werden können, um sich eigene Vorteile zu verschaffen. Trotzdem sind die Begriffe «Netzwerke» und «Sozialkapital» eher wertfrei. Anders verhält es sich bei einer eher verdeckten Art des Netzwerkens, der Mikropolitik, die häufig mit Sozialkapital in Verbindung gebracht wird. Als Bedingungen für politisches Handeln nennt Neuberger unter anderem die Beteiligung mehrerer Akteure, die zum Teil intransparent miteinander verbunden sind und unterschiedliche Interessen verfolgen. Neuberger definiert Mikropolitik wie folgt: *«Mikropolitik bezeichnet das Arsenal jener alltäglichen <kleinen> Techniken, mit denen Macht aufgebaut und umgesetzt wird, um den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern und sich fremder Kontrolle zu entziehen.»*

Das Unheimliche und zugleich Faszinierende an der Mikropolitik ist, dass es sich dabei um kleine, subtile, unkontrollierbare, möglicherweise manipulative Machenschaften handelt. Mikropolitik kann von allen Richtungen aus betrieben werden, nicht nur entlang der herrschenden Macht- und Hierarchiestrukturen, sondern auch «von unten». Sie ist nicht nur Sache der Führungskräfte, sondern genauso den Unterstellten zugänglich: So können Mitarbeitende zum Beispiel eine Koalition bilden und dringend nötige Veränderungsprozesse gegen den Widerstand der Führungskraft durchsetzen. Das verleiht der Mikropolitik einen revolutionären Charakter.

Bei der Frage der Wertung von Mikropolitik scheiden sich die Geister. Mintzberg (in Neuberger) äussert sich differenziert dazu: *«Mikropolitik kann als eine Form organisationaler Krankheit gesehen werden, die sowohl gegen wie für das System arbeitet. Einerseits kann Mikropolitik gesunde Prozesse*

unterminieren, sie infiltrieren, um sie zu zerstören. Aber andererseits kann sie auch auf die Stärkung eines Systems hinarbeiten und wie Fieber die systemeigenen Schutz- und Anpassungsmechanismen aktivieren.»

Mikropolitik ist weder eine gute noch eine schlechte Sache. Sie ist vielmehr ein verborgener Regelmechanismus, der allen zugänglich ist und durchaus im Sinne einer Organisation wirken kann. Dort, wo sich bestehende formelle Ordnungen nicht bewähren, entstehen informelle Verbindungen, die sich besser für das Erreichen unterschiedlicher Interessen bewähren.

Oh, wie gut, dass niemand weiss ...

Wäre eine offizielle Integration der Mikropolitik in eine Organisation nicht hilfreicher und weniger anstrengend, statt dieser weit verbreiteten Form der Netzwerkpflege skeptisch gegenüberzustehen? Der Grund für eine solche Tabuisierung hat einen eingängigen Namen. Neuberger spricht von einem «Rumpelstilzchen-Effekt». Wird die Mikropolitik als solche genannt, geht viel von ihrer Kraft verloren. Dabei geht es weniger darum, dass die Beteiligten von der Heimlichkeit des Geschehens wissen – denn dies wissen sie oft –, sondern dass das Kind beim Namen genannt wird.

Schlussfolgerung

Mikropolitik ist wertfrei und wird von den meisten Arbeitnehmern, Arbeitgebern und Menschen generell – wenn auch in unterschiedlichem Ausmass – betrieben. Dass wir so handeln ist plausibel, denn:

- Wollen wir nicht alle unsere persönlichen Ziele erreichen?
- Sind wir nicht alle manchmal verführt, gewisse Graubereiche zu testen, um unseren Handlungsspielraum zu erweitern?
- Sind wir nicht auch schon von unseren Vorgesetzten gerade deshalb belohnt worden, weil wir eben nicht einfach Dienst nach Vorschrift geleistet haben, sondern ungeahnte Möglichkeiten (durch die Unterstützung durch Netzwerkpartner!) zur Lösung eines herausfordernden Problems gefunden haben?

Neuberger vertritt klar die Meinung, dass politisches Handeln *«nicht nur (empirisch) alltäglich, sondern auch (theoretisch) unausweichlich»* sei. Es verhält sich ähnlich wie mit Watzlawicks bekannter Aussage, wonach wir nicht nicht kommunizieren können.

Führungskräfte sollten ihre Mitarbeitenden unterstützen, sich dort einzusetzen, wo diese am meisten Herzblut haben. Besonderes Engagement im fachlichen, aber auch im zwischenmenschlichen Bereich kommt der Organisation zugute. Netzwerke werden gepflegt, auch im mikropolitischen Sinn. Dies wird einen positiven Einfluss auf die Lösung neuer komplexer Probleme haben, auf die Akquirierung neuer Aufträge, auf das Erreichen besonderer Ziele. Und nicht zuletzt auf die Zufriedenheit der Mitarbeitenden generell.

Die Pflege sozialer Netzwerke sollte in den Organisationen offener thematisiert und unterstützt werden: Wie können Mitarbeitende und Führungskräfte ihre dafür notwendige Kommunikationsfähigkeit fördern? Wie bewältigen sie den damit entstehenden zusätzlichen Zeitbedarf? Was geschieht bei allfälligen Loyalitätskonflikten?

Ach ja, den Zug haben Sie übrigens rechtzeitig erreicht. Die Füsse haben Sie mittlerweile auf dem gegenüberliegenden Sitz im Zugabteil ausgestreckt, und Sie geniessen es, Ihre Zeitschrift zu lesen. Beim nächsten Treffen mit Ihrem Kooperationspartner werden Sie das Angebot eines Kaffees dankend annehmen. Und da das damit verbundene Gespräch Ihrer vertrauensbildenden Zusammenarbeit mit dem Kollegen und letztlich Ihrem Arbeitgeber dient, werden Sie es als Arbeitszeit verrechnen und das nötige Zeitfenster von vornherein einplanen.

Sieglinde Chies Fischer

Literatur

- Lin, N.: Social Capital. A Theory of Social Structure and Action. Cambridge University Press 2003.
Neuberger, O.: Führen und führen lassen (6. Auflage). Lucius & Lucius 2002.
Wasserman, S., & Faust, K.: Social Network Analysis. Cambridge University Press 1994.

Social Media

Schöne neue (Konsum-)Welt?

Die Meinungen sind geteilt. Die einen sehen in Social Media, diesen digitalen Plattformen, die es Nutzern ermöglichen, sich untereinander auszutauschen, euphorisch den ersehnten Schritt in eine bessere Welt, wo sich Qualität durchsetzt, weil alle Unzulänglichkeiten transparent werden. Andere halten Social Media für einen kurzfristig aufflackernden Hype kurz vor dem Niedergang. Wer hat recht?

Facebook, das Social-Media-Flaggschiff schlechthin, zählte per Ende 2010 über 584 Millionen aktive Mitglieder. Umgerechnet auf die Weltbevölkerung heisst das, dass jeder zwölfte Erdbewohner innerhalb der letzten sechs Wochen via einen persönlichen Account auf Facebook aktiv war. In der Schweiz war es sogar jede dritte Person – im Durchschnitt, also auch alle Kleinkinder und alle Personen eingerechnet, die gar keinen Internetzugang haben.

Die Hauptgruppe der Mitglieder sind nach wie vor die Altersgruppen der ganz Jungen, der unter 20-Jährigen, gefolgt von den 20- bis 29- und den 30- bis 39-Jährigen. Wie in vielen anderen Ländern beginnen Social Media auch in der Schweiz mehr und mehr die älteren Generationen zu interessieren. Seit einigen Monaten weisen die über 40-Jährigen die höheren Zuwachsraten auf als die jüngeren Jahrgänge.

Weltweit hält sich die Geschlechterverteilung ziemlich genau die Waage: 50,6 Prozent sind männlich, 49,4 weiblich. Ähnlich sieht es in der Schweiz aus: Der Männeranteil beträgt hier 51,5 Prozent. Eine gleichmässige Verteilung der Geschlechter ist jedoch nicht in allen Ländern gegeben: In Puerto Rico etwa macht der Frauenanteil 58 Prozent aus, während umgekehrt in der Türkei der Männeranteil bei 67 Prozent liegt.

Hype oder neue Realität?

Die Frage, ob Social Media nur ein Hype oder eine neue Realität sind, lässt sich mit den beeindruckenden Wachstums- und Personenzahlen nicht beantworten. Ebenso gut liessen

sich noch beeindruckendere Zahlen für rosarote Hemden tragende Geschäftsmänner auflisten – wir alle wissen freilich, dass dieser Modetrend nur einen Sommer lang anhielt. Im Gegensatz zu den Hemden jedoch entsprechen Social Media einem grundlegenden Bedürfnis ihrer Mitglieder, sich mitzuteilen, sich zu präsentieren, sich aber insbesondere auch über Produkte oder Feriendestinationen vor dem Kauf zu informieren, und zwar bei Personen, die entsprechende Dienstleistungen bereits genutzt haben und sie deshalb bewerten können.

Social Media zu nutzen, ist eher mit dem Bedürfnis, modisch gekleidet zu sein, zu vergleichen als mit den rosaroten Hemden. Die rosa Hemden entsprechen eher den einzelnen Plattformen, also Facebook, Twitter oder YouTube. Diese Plattformen sind zurzeit zwar die unangefochtenen Branchenbesten – ob sie es allerdings auch in ein paar Jahren noch sein werden, wird sich zeigen.

Social Media finden auf unterschiedlichen Plattformen statt. Sie sind als eine logische Konsequenz der Weiterentwicklung des Internets zu verstehen: Massgeblich höhere Bandbreiten, stark gesunkene Verbindungskosten sowie vereinfachte Zugriffe haben die Entwicklung neuer Anwendungen erst möglich gemacht und dadurch die Voraussetzungen für das Mitmach-Web geschaffen. Der nächste Schub hat jedoch bereits begonnen. Mit der rasanten Verbreitung von Smartphones ist der 24-Stunden-Zugriff auf die einzelnen Plattformen mittlerweile von überall her möglich. Ein rascher Blick, wie gut ein Restaurant durch seine Kunden bewertet oder wie ein Fotoapparat von der Community eingeschätzt wird, wird vor dem Kauf mehr und mehr zur Alltagsroutine.

Wer von Social Media als einzelner Plattform spricht, der mag mit einer Modeerscheinung am Ende durchaus recht haben; wer Social Media allerdings als das versteht, was sie sind, nämlich eine hoch entwickelte Form des Dialogs, wird mit der Prognose des Weiterwachsens richtig liegen.



Stefan Schär, geboren 1965, ist treibende Kraft der Medienagentur Social Media Schweiz. Er ist seit über zehn Jahren in leitenden Funktionen in der Kommunikation und seit mehreren Jahren national und international im Aufbau und Betrieb von Social-Media-Aktivitäten tätig.

Zehn Megatrends 2011

Trend 1:

Social Media verstärken die Bedeutung in Corporate Communications

Die monatlich zweistelligen Wachstumsraten von bekennenden Fans und Followern bekannter Marken und Unternehmen weisen den in Europa und in der Schweiz im Vergleich zum angelsächsischen Raum eher zurückhaltenden Unternehmen den Weg. Unsere Umfragen bei Schweizer Unternehmen zeigt eindrücklich, dass sich die Bedeutung von Social Media für Corporate Communications deutlich verstärkt.

Trend 2: Die strategischen Potenziale von Social Media werden mehr und mehr genutzt

Die Erkenntnis, dass Social Media mehr als nur Unternehmenskommunikation bedeuten, wächst mit dem zunehmenden Einsatz und den damit einhergehenden Erfahrungen. Der Einsatz in den Bereichen Social Recruiting, Wissensmanagement, Innovationsmanagement (F+E), CRM usw. wird weiter vorangetrieben.

Social Media

Trend 3:

Interaktive Mehrwegkommunikation wird zur Routine

Der durch mobile Endgeräte zunehmend mögliche 24-Stunden-Zugang zu interaktiven Onlineplattformen führt zu einem zur Routine übergehenden Nutzungsverhalten in einer relevanten Bevölkerungsschicht. Innerhalb dieses Segments wird der Austausch von Informationen via Social-Media-Angeboten so selbstverständlich wie früher mittels Telefongespräch oder SMS.

Trend 4:

Twitter & Co. konkurrenzieren immer stärker die Printmedien

Zwar gelten Gratiszeitungen und Onlineportale für die traditionellen Tageszeitungen als Hauptkonkurrenz im Kampf um Leserschaft. Um diesem Druck entgegenzuwirken, suchen sie ihr Heil in den lokalen Nachrichten. Durch die neuen Funktionen bei Twitter & Co. einerseits und durch die zunehmende Verfügbarkeit von Smartphones andererseits wird die Verbreitung von Nachrichten durch Direktbetroffene auf sämtlichen Nachrichtenebenen (international, national und lokal) immer grösser und schneller. Die Ausrichtung auf Lokalnachrichten erweist sich somit für die traditionellen Printmedien nur als mittelfristig gangbarer Weg. Twitter wird 2011 langsam als ernstzunehmende Gefahr für Tageszeitungen wahrgenommen. Allzu traditionalistisch ausgerichtete Patrons der Medienlandschaft werden die Zeichen der Zeit jedoch erneut nicht erkennen.

Trend 5:

Livestreams auf YouTube & Co. konkurrenzieren immer stärker das Fernsehen

Was Twitter für die traditionellen Printmedien ist, ist YouTube & Co. für das traditionelle Fernsehen: eine zunehmend ernstzunehmende Konkurrenz. Insbesondere die Lancierung von Livestreams wird diese Entwicklung weiter vorantreiben.

Trend 6:

Erfolgreiche Werbung wird immer stärker zum interaktiven Content

Erfolgreiche Werbung nutzt die emotionalen Möglichkeiten der Social-Media-Plattformen und involviert ihr Zielpublikum immer öfter, sei es unter dem Motto «Mach dir deine Marke zum Freund», als Entertainment-Variante oder durch interaktives Involvement, bei dem das Zielpublikum Inhalt und Verlauf der Kampagne aktiv mitbestimmt.

Trend 7:

Mobile und Location-based Services verstärken den Leistungsdruck auf Unternehmen

Der allzeit und überall mögliche Onlinezugriff sowie das rasant zunehmende Angebot von mobilen und Location-based Services führten zu einem verstärkten Leistungsdruck auf Unternehmen. Kunden sind immer öfter in der Lage, Angebote zu vergleichen sowie Bewertungen und Geodaten abzufragen. Das Kaufentscheidungsverhalten eines relevant grossen Segments orientiert sich immer stärker an virtuellen anstelle von ausschliesslich realen Argumenten.

Trend 8:

Facebook wächst rasant weiter

Facebook wird auch 2011 kräftig weiterwachsen. Das globale Wachstum wird in erster Linie auf Kosten bestehender Konkurrenten und andererseits in bevölkerungsstarken Schwellenländern generiert. Mit der Erschliessung der Segmente der über 40-jährigen Personen in den sogenannten reifen Märkten wie den USA, Grossbritannien, Frankreich oder Italien kommt ein weiteres, jedoch geringeres Potenzial hinzu.

Trend 9: Facebook greift die Stellung von Google an

Der Kampf um die Vorherrschaft im Internet und damit um Werbeeinnahmen in zweistelliger Milliardenhöhe zwischen Facebook und Google wird sich sowohl hinsichtlich der Geschwindigkeit als auch Heftigkeit massgeblich verstärken. Google ist 2010 zwar umsatzbezogen nach wie

vor 10- bis 20-mal grösser als Facebook, hat jedoch im Kampf um die bestqualifizierten Fachkräfte gegenüber Facebook an Boden verloren. Hoch qualifizierte Fachkräfte sind die Grundvoraussetzung, um Entwicklungen rasch im Markt zu etablieren. Nirgendwo sonst gilt das Gesetz, dass Geschwindigkeit wichtiger ist als Unternehmensgrösse, mehr als in dieser Branche. Der Druck auf die beiden Giganten lässt für Nutzer spannende Änderungen erwarten, sei dies in Form neuer Features oder Angebote. Google etwa wird die Bewertung von Informationen und Dienstleistungen durch User im Suchranking berücksichtigen müssen.

Trend 10:

Crowdsourcing und Crowdfunding nehmen weiter zu

Entgegen den Bedürfnissen nach Datenschutz werden immer mehr Daten in die Crowd, also ins Internet, outgesourct oder das Know-how und das Geld der Masse gesucht, um innovative Ideen zum Erfolg führen zu können. Stefan Schär

Daten und Fakten

Facebook

584 Millionen aktive Mitglieder weltweit, Schweiz: 2,4 Millionen, über 200 Länder (nicht wählbar: Kuba, Nordkorea), verfügbar in 48 Sprachen

Twitter

190 Millionen Nutzer, 65 Millionen Tweets (SMS-ähnliche Kurznachrichten) pro Tag

YouTube

2 Milliarden Kurzvideos im Angebot, alle 2 Minuten werden zusätzlich Videos mit einer Laufzeit von 24 Stunden neu hochgeladen, mehr als doppelt so viele Nutzer wie bei den drei grössten TV-Stationen während der Hauptsendezeit

Wikipedia

17 Millionen Artikel verfügbar, 365 Millionen Leser, verfügbar in 257 Sprachen

Social Web für Kleinstunternehmen

Facebook, YouTube & Co. – Social Media sind in aller Munde. Für Kleinstunternehmen stellt sich allerdings die Frage, wie sie den Weg in die Welt der Communities, Blogs und Tweets angehen können – und ob sie das überhaupt sollen. Dieser Artikel liefert hilfreiche Hinweise für einen sinnvollen Einsatz der neuen Möglichkeiten.

Dass sich Grossfirmen aktiv im sozialen Netz einbringen, bloggen und twittern, ihre Produkte bewerten lassen und auf Facebook Kundendienst bieten, gehört inzwischen zum guten Ton. Ein-Mann- oder Ein-Frau-Betriebe tun sich damit eher schwer: Ihnen fehlt die Zeit, sich mit den neuen Kommunikationskanälen vertraut zu machen, und viele wissen nicht so recht, was genau sie mit diesen Medien anfangen sollen. Teure Tools liegen sowieso nicht drin, und so ist man schon froh, wenn die eigene Website einigermassen aktuell ist.

Der Dreh- und Angelpunkt: Ihre Website

Der Start im Social Web ist allerdings gar nicht so schwierig, wie viele befürchten. Wichtigstes Element für die Präsenz im Web ist und bleibt *die eigene Internetseite*. Hier präsentieren sich KleinunternehmerInnen so individuell wie möglich: Denn gerade im Bereich der Lebensberatung soll die eigene Persönlichkeit ideal zum Tragen kommen. Sie spielt in der Kontaktaufnahme mit den Klienten die entscheidende Rolle. Wer Interessenten also einen Vorgeschmack auf seine Arbeitsweise bieten möchte, stellt sich möglichst persönlich dar. Typische Arbeitsmethoden und eigene Überzeugungen helfen suchenden Surfern bei ihrer Entscheidung, wenn es um den richtigen Berater geht.

Sehr wichtig für die Website ist eine suchmaschinen-taugliche Programmierung, damit Sie in Google gefunden werden können – Ihr Dienstleister sollte also Erfahrung damit haben. Ausserdem ist die Website die Heimat aller Informationen, die Sie über Ihre Firma sonst noch verbreiten wollen. *Content Management Systems (CMS)*



Mike Schwede ist Leiter des Kompetenzzentrums Social Media, **Barbara Schwede** Community-Managerin bei Goldbach Interactive, einer Agentur für digitales Marketing (www.goldbachinteractive.ch). Gemeinsam mit dem Team der Agentur entwickeln sie Strategien und Kampagnen für Social Media und betreuen den Content, den Dialog und die Communities für Unternehmen.

machen die Inhaltspflege der Website so einfach wie die Bedienung eines Computerprogramms – und viele dieser Tools sind heute gratis oder gegen eine geringe Gebühr zu haben, wie zum Beispiel Wordpress oder Weebly. Damit können Sie selbst Texte und Bilder jederzeit anpassen, trotzdem bleibt das Layout im vorgegebenen Rahmen. Für das Design der Site engagieren Sie am besten einen Grafiker, der regelmässig Internetseiten entwirft, damit Ihr Auftritt professionell daherkommt.

Wichtig: Blog und Verzeichnisse

Das wichtigste Tool aus dem Bereich der sozialen Medien ist auf jeden Fall der *Blog* (empfehlenswert sind die Angebote von Wordpress, Posterous oder Blogger). PsychologInnen haben viel zu berichten: sei es eine anonymisierte Fallbeschreibung, eine neue Einsicht über typische Dynamiken in Gruppen, sei es eine kleine Serie mit dem Titel «10 Tipps für das Gespräch in der Partnerschaft». Einblicke in Ihre Denkweise und Instrumente ist sicherlich für viele Menschen interessant. Dank den vielfältigen Möglichkeiten der Vernetzung von Blogbeiträgen mit anderen Internetseiten (Sie

kommentieren Beiträge von anderen, andere verweisen auf Ihre Artikel) wird der Inhalt eines Blogs von Suchmaschinen sehr hoch bewertet und befördert Sie somit auf die besseren Plätze in den Suchergebnissen.

Wichtig ist auch, dass Leser Ihre Beiträge kommentieren und bewerten können. Selbst wenn nur wenige von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, schafft das Lebendigkeit und führt wieder zu mehr Vernetzung. Ausserdem erhalten Sie hin und wieder Feedback.

Nicht zu vergessen sind aktuelle und aussagekräftige Einträge in Verzeichnissen und Karten wie Google Places und Local.ch – Sie wollen ja schliesslich gefunden werden. Achten Sie darauf, nicht nur «Praxis Müller» einzugeben, sondern erwähnen Sie Ihre Fachgebiete. Der grosse Vorteil: Googlet jemand «Schulpsychologie Bern», erscheinen Sie eher prominent im Suchergebnis, wenn Ihre Praxis entsprechend verortet ist. Animieren Sie Ihre Klienten, auf Google Places Bewertungen über Sie abzugeben. Diese sind in den Suchresultaten sichtbar, und wer hier mehr Sternchen vorweisen kann, hebt sich von der Masse ab.

Social Web für Kleinunternehmen

News unter die Leute:

Sharing und Communities

Die Inhalte, die Sie nun auf Ihrem Blog veröffentlichen, erreichen ihre Empfänger nicht von alleine – sie müssen also «gestreut» werden. Dazu bietet sich Twitter an. Beschreiben Sie den Inhalt knapp, und verlinken Sie dann auf den Blog, oder überraschen Sie mit Ihrer Weisheit des Tages in 140 Zeichen. Gute Tweets von anderen können Sie einfach mit dem Kürzel RT (Re-Tweet) weiterschicken.

Dank interessanten Beiträgen scharen Sie mit der Zeit eine Fangemeinde um sich, Ihre sogenannten Followers, die spannende Ideen wieder an deren Followers schicken. In der Fachsprache sagen wir: Sie bauen sich Ihre eigene Reichweite auf. – Denken Sie auch hier in Dialogen: Stellen Sie Fragen, und antworten Sie, wenn jemand etwas wissen will.

Die meisten Menschen verwenden Facebook für private Beziehungen und Angelegenheiten. Doch immer mehr grosse Unternehmen, die sich an Endkunden wenden, oder auch lokale Kleinunternehmen sind ebenfalls mit einer Page vertreten. Sie sollten sich dort gleich zwei Profile anlegen: Auf einem für Ihre Unternehmensnews verteilen Sie News, Fotos und Eventeinladungen an Ihre «Likers» – anstelle eines klassischen Newsletter oder in Ergänzung dazu. Durch den

zweiten, privaten Account bleibt ihr Privatleben privat. Für berufliches Networking mit Kollegen, Dozenten oder anderen Fachpersonen können Sie auch auf soziale Netzwerke wie LinkedIn oder Xing zurückgreifen.

Sie halten Vorträge? Dann veröffentlichen Sie Ihre Folien auf Slideshare oder Scribd und binden sie ebenfalls in Ihren Blog ein. Videobeiträge publizieren Sie auf YouTube und verteilen den Link auf Ihren Blogbeitrag per Twitter und Facebook. Die Nutzung der grossen Plattformen bietet Ihnen neben der Vernetzung und der guten Auffindbarkeit auch die Garantie, dass Ihre Beiträge auf iPads und iPhones angeschaut werden können (da diese häufig verbreiteten Geräte kein Flash darstellen, sollten Sie darauf achten). Sicherlich ebenso wichtig wie hilfreich ist das soziale Web für Ihre persönliche fachliche Weiterentwicklung. Mit Google Alerts können Sie sich Suchautomatismen für Ihr Fachgebiet einrichten. Sobald neue Inhalte aufs Netz kommen, die Ihren Suchkriterien entsprechen, bekommen Sie eine kleine Meldung. Nun können Sie die Informationen anschauen und bewerten, ob diese Sites für Sie relevant sind. So bleiben Sie up to date und erhalten nach einer gewissen Zeit fast ausschliesslich Links, die wirklich Ihre Bedürfnisse erfüllen.

Auch Fachforen oder Diskussionsgruppen von PsychologInnen lohnen die Teilnahme und sorgen wiederum für mehr Vernetzung. Falls Sie selbst eine öffentliche oder geschlossene Gruppe eröffnen wollen, bieten sich Facebook, Xing oder PosterousGroups an.

Zu Beginn wirkt diese Fülle der Möglichkeiten fast erschlagend. Deshalb unser Rezept für Social-Media-Starter: Zuerst bauen Sie sich eine überzeugende Website mit Blog auf, dann probieren Sie einfach aus, welche Tools Ihnen liegen und womit Sie bei Ihrer Zielgruppe gut ankommen. Social Media sollen Spass machen!

Barbara und Mike Schwede

Social Media kurz erklärt

Das Schlagwort *Social Media* fasst Internetanwendungen zusammen, bei denen die Nutzer selbst aktiv werden, Content veröffentlichen und sich miteinander vernetzen.

Social Networks: Communities, bei denen es vor allem um die Verbindung und Selbstdarstellung von Personen geht (zum Beispiel Facebook, MySpace, hi5, Orkut für Privat- oder Xing und LinkedIn für Geschäftskontakte). Meist mit Zusatzfunktionen wie Foren, Gruppen, Fotoalben usw.

Content Communities: User mit gemeinsamen Interessen tauschen sich über Themen wie Reisen, Liebe, Autos oder Partys aus, zum Beispiel bei Tripadvisor oder Tilllate.

Service- oder medienorientierte Communities bedienen sich eines bestimmten Formates wie Foto oder Video – Beispiele dafür sind Flickr (Fotos), YouTube (Videos) oder Slideshare (Präsentationen).

Corporate oder Brand Communitys drehen sich um eine bestimmte Marke, beispielsweise ClubSeat (Site für Fans der Automarke Seat).

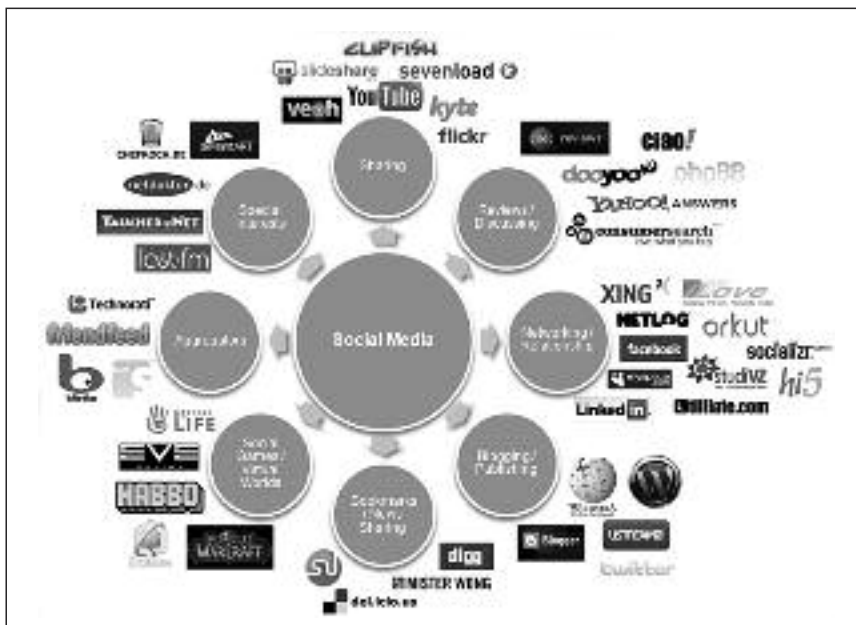
Blogs und Microblogs: Medien zum Austausch von Informationen, Gedanken und Erfahrungen – in Form eines Journals mit Kommentaren der LeserInnen, zum Beispiel Twitter.

Foren: Diskussions-Tools für Fragen und Antworten, oft zu bestimmten Themen.

Virtuelle Welten: Spielwelten im Internet, in denen die Mitspieler mit ihrer Figur agieren, Handel treiben und kommunizieren, zum Beispiel Second Life oder Farmville.

Wikis: virtuelle Nachschlagesysteme, deren Inhalte von den Benutzern erstellt und geändert werden können, zum Beispiel Wikipedia.

Social Bookmarking / Aggregation: Internet-Lesezeichen zum gemeinschaftlichen Sammeln von Links, Nachrichtenmeldungen, Podcasts oder Videos, zum Beispiel StumbleUpon.



Vom SBAP. ausgezeichnete Masterarbeit (2)

Zur Persönlichkeit resilienter Lehrpersonen

Den Fokus in der Lehrerforschung einmal von der defizitorientierten – Überlastung! Burnout! – hin zur ressourcenorientierten Betrachtung dieser Berufsgruppe zu legen und dabei auch die positiven Aspekte dieses Berufes aufzuzeigen: Dies war das Ziel der Masterarbeit «Zur Persönlichkeit resilienter Lehrpersonen» an der ZHAW-P.

In den letzten Jahren erschienen sie geradezu in inflationärer Anzahl: die Artikel zu Lehrerbeltung, Lehrfrust, Lehrer-Burnout ... Warf man einen Blick auf die Forschungsarbeiten zum Thema «Lehrer», so gewährte man, dass diese sich bis dato fast ausschliesslich mit den defizitorientierten Aspekten dieser Berufsgruppe beschäftigt hatten; mit den Erkrankungen von Lehrpersonen etwa oder dem Berufsausstieg. Zusätzlich erreichten uns dann die düsteren Prognosen, die einen massiven Lehrermangel voraus sagten. Darob konnte man sich schon die bange Frage stellen: Gibt es überhaupt noch gesunde Pädagogen, die nach wie vor Spass haben an diesem Beruf, trotz allen Widrigkeiten?

Lehrer, die nicht aufgegeben haben

Die Idee zur Masterarbeit war geboren – und sie erschien so bestechend einfach: Anstatt den Fokus auf die ausgebrannten und frustrierten Lehrpersonen zu legen, sollten die resilienten in den Mittelpunkt gerückt werden. Diejenigen, die nicht aufgegeben haben, die gesund geblieben waren und die auch nach vielen Jahren des Unterrichtens ihre Motivation und ihre Freude bewahrt hatten.

Was sind das für Menschen? Welche Persönlichkeitseigenschaften bringen sie mit, welche haben sie vielleicht auch im Laufe ihrer langen Berufskarriere entwickelt? Dies schienen spannende Fragen zu sein, die in der Schweiz so noch nicht gestellt worden waren.

Sieben Lehrpersonen aus verschiedenen Kantonen, Altersgruppen und Schulstufen sollten in qualitativen Interviews Auskunft zu ihrer Persönlichkeit geben. Dazu wurden zwei Experten aus der Lehrerbildung sowie der

-beratung befragt. Sieben resiliente Pädagogen zu finden, die bereit waren, Zeit für qualitative Interviews aufzuwenden, war erfreulich einfach.

Die Kriterien zur Auswahl waren folgende: Sie sollten bereits 15 Jahre oder mehr in einem 65- bis 100-Prozent-Pensum im Schuldienst tätig sein, nach wie vor mit Engagement, Enthusiasmus und Energie unterrichten, von ihren jungen KollegInnen als Vorbild betrachtet werden und sich mit schwierigen Fragen, ihren Beruf betreffend, beschäftigt haben. Alle LehrerInnen, die anhand dieser Auswahlkriterien angefragt wurden, stellten sich sofort spontan und unkompliziert für die Gespräche zur Verfügung.

Schwieriger war es hingegen, eine den Interviews zugrunde liegende Theorie zu definieren. Denn erstens gibt es bis anhin weltweit nur wenige Publikationen zur Persönlichkeit resilienter Lehrpersonen, und auch diese sind fast ausschliesslich qualitativer Natur. Und zweitens wird in der Literatur die Definition von Persönlichkeit und ihren Eigenschaften keineswegs einheitlich gehandhabt. Alleine zum Selbstkonzept gibt es eine Unzahl von Theorien. Nun, der Theorien-Dschungel war irgendwann bewältigt, der Interview-Leitfaden definiert. Das Ziel war, Selbstkonzept, Selbstwirksamkeit und proaktive Einstellung der resilienten Pädagogen zu erfragen. Die daraus resultierenden Interviews waren nicht nur ergiebig, sondern auch berührend – weil die befragten vier Lehrerinnen und drei Lehrer in den langen Gesprächen so entwandend offen über Schönes und Schwieriges am Lehrerdasein, über die Bewältigung ihres Alltags und ihren Umgang mit herausfordernden Situationen sprachen.

«Irgendwann merkte ich:

Das ist mein Beruf»

Was kam dabei heraus? Ein Abriss der interessantesten Resultate: Die Selbstkonzeptaspekte, welche diese sieben Lehrpersonen als die wichtigsten in Bezug auf ihren Beruf ansehen, sind der globale Selbstwert, soziale Beziehungen, Humor, Jobkompetenz, kognitive Fähigkeiten sowie Moral- und



Selina Luchsinger ist als Psychologin auf Entwicklungspsychologie, insbesondere von Kindern und Jugendlichen, spezialisiert. Sie ist am Frauenhaus AG/SO als Kinderpsychologin tätig. Sie war Primar- und Oberstufenlehrerin und arbeitete als Journalistin für verschiedene Publikationen, unter anderem den «SonntagsBlick» und die «Schweizer Illustrierte».

Wertvorstellungen. Auf drei dieser Aspekte soll hier näher eingegangen werden.

Den *globalen Selbstwert* sehen die LehrerInnen für besonders wichtig an, weil er einen Einfluss auf die Beziehungsfähigkeit gegenüber den Schülern hat. Der gute Selbstwert, den diese Pädagogen heute besitzen, war jedoch nicht bei allen von Anfang an vorhanden. Zum Teil haben sie ihn sich durch Kurse oder durch die Integration von Erfahrungen erarbeitet.

Diese Pädagogen haben vielfältige *soziale Beziehungen*, die sie als Ressource nutzen, um Probleme mit Schülern zu besprechen, neue Ideen für den Unterricht zu entwickeln, aber auch um abzuschalten und ihr inneres Gleichgewicht wiederzufinden.

Im Bereich der *kognitiven Fähigkeiten* fällt auf, dass diese Lehrpersonen in ihrer kognitiven Entwicklung nicht stehen geblieben sind. Sie haben eine grosse Bereitschaft zu lernen; neues Wissen zu generieren, macht ihnen

Vom SBAP. ausgezeichnete Masterarbeit (2)

Spass und ist Motivation für ihre Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen. Zudem zeigen sie eine hohe Reflexionsbereitschaft in Bezug auf ihr Selbstbild. So sagte eine Probandin, die zu Anfang eigentlich gar nicht in diesem Beruf arbeiten wollte, undesen jedoch seit 35 Jahren unterrichtet: «Es braucht einen gewissen Prozess, um zu verstehen, dass du als Lehrerin eigentlich nie fertig bist, denn du lernst und lehrst immer. Es ist nie gemacht. Und irgendwann habe ich gemerkt: Das ist mein Beruf ...»

Alle befragten Lehrpersonen zeigten durch die Schilderung der Meisterung verschiedener herausfordernder Situationen mit der Klasse oder mit einzelnen Schülern, dass sie eine starke Selbstwirksamkeitsüberzeugung besitzen.

Die drei Lehrer und vier Lehrerinnen erwiesen sich zudem als proaktive Personen; sie führten zum einen in schwierigen Situationen aktiv Veränderungen herbei, indem sie beispielsweise den Schulleiter um Hilfe baten, indem sie Neues ausprobierten oder indem sie strukturelle Umstellungen bewirkten. Bei Schülern mit Lernschwierigkeiten oder Verhaltensproblemen, aber auch bei solchen mit besonderen Begabungen und Interessen, aktiv etwas bewirken zu können, sehen sie als spannende berufliche Herausforderung. Zudem werden Herausforderungen mit der Klasse gesucht; so erzählten die Pädagogen von verschiedenen Projekten, die sie gemeinsam mit den Schülern angepackt und ausprobiert hatten.

Beeindruckend ist die Palette von Strategien, welche diese sieben Personen entwickelt haben, um den Schulalltag oder spezifische schwierige Situationen zu meistern. Dabei haben sie sich verschiedene kognitive Strategien angeeignet, wie etwa relativieren oder sich abgrenzen zu können. In besonderem Masse verfügen sie über Flexibilität im Umgang mit ihrem Berufsalltag; so handeln sie individuell, kreativ und auf die Aktualität bezogen. Eine Probandin etwa wirft am Ende des Schuljahres sämtliches Material weg, um so wieder frisch an den Lehrstoff heranzugehen. Und ein Proband

nimmt aktuelle Geschehnisse aus den Nachrichten auf, um diese in den Unterricht einzubauen. Eine weitere Strategie ist die Hilfe zur Selbsthilfe; diese Lehrpersonen holen sich Unterstützung im Lehrerzimmer oder nehmen Angebote von aussen wahr, wie Supervision, Coaching oder Weiterbildungskurse.

Fazit 1

Der Vergleich mit andern Studien zur Persönlichkeit resilienter Lehrpersonen ist mit Vorsicht zu geniessen, da diese hauptsächlich qualitativer Natur sind und die Resilienz in Bezug auf den Lehrerberuf in jeder Studie anders definiert wird. Trotzdem soll hier erwähnt werden, dass die Resultate dieser Masterarbeit mit denen dreier anderer Studien in vielen Punkten übereinstimmen. Dies ist umso erstaunlicher, als zwei der Untersuchungen aus den USA stammen und eine aus England, aus Ländern also, deren Schulstrukturen sich von jenen der Schweiz stark unterscheiden. Wichtige resiliente Persönlichkeitseigenschaften bei Lehrpersonen scheinen also universell gültig zu sein.

Fazit 2

Wie erwähnt ist die Erforschung von resilienten Lehrpersonen ein bis anhin stiefmütterlich behandeltes Feld. Dabei könnte sie wichtige Hinweise liefern – etwa für die Lehreraus- oder -weiterbildung. Auch die für diese Arbeit befragten Lehrpersonen machten

spannende Aussagen hierzu. Sie plädieren zum Beispiel dafür, die theoretische Ausbildung kurz zu halten und die angehenden LehrerInnen rasch in die Praxis zu schicken, um erste Erfahrungen zu sammeln.

Nur in der direkten Arbeit im Schulzimmer, mit den Schülern und Eltern, argumentieren die erfahrenen Lehrpersonen, merke man, ob man für diesen Job geeignet sei. Denn, wie ein Proband konstatierte, es ist unmöglich, einen Elternabend im Trockenschwimmbecken vorwegzunehmen. Dafür, sind sich die langjährigen LehrerInnen einig, sollte vermehrt in die Junglehrerbetreuung investiert werden.

Fazit 3

Nicht nur die Forschung sollte den Fokus vermehrt auf resiliente Lehrpersonen lenken; auch im Schulalltag müsste ihnen vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt werden. Denn gerade diese LehrerInnen können wichtige Mentoren für Berufseinsteiger sein und ihnen vermitteln, welche inneren und äusseren Ressourcen es zu stärken gilt, um diesen anspruchsvollen Beruf lange und zufrieden ausüben zu können.

Selina Luchsinger

SBAP.-Masterpreise

Erstmals hat der SBAP. an der Masterfeier im September 2010 in den drei Fachrichtungen die SBAP.-Masterpreise ausgerichtet. Die Kriterien: Es sollen jährlich angewandt-psychologische, innovative Arbeiten, die Neues explorieren und neue Fragestellungen der Angewandten Psychologie anreissen oder Tabuthemen der angewandt-psychologischen Forschung aufgreifen, prämiert werden.

Die prämierten Arbeiten wurden bzw. werden im **punktum** vorgestellt:

- A+O-Psychologie – *Anja Thoma*: «Geschäftsübergabe in KMU – was bewegt Inhaber und Inhaberinnen wirklich?» (Dezember 2010);
- E+S – *Selina Luchsinger*: «Zur Persönlichkeit resilienter Lehrpersonen. Selbstkonzept, Selbstwirksamkeit und proaktive Einstellung» (siehe Text);
- Klinische Psychologie – *Eva Nick*: «Selbstwirksamkeit und Selbstwert als personenbezogene Faktoren im Kontext von Funktionsfähigkeit und Behinderung bei Rückenmarksschädigung – eine ICF-basierte Studie»

Vorstandsnews

Neue Leitung ZHAW

Wie der Presse zu entnehmen war, wird der Rektor der ZHAW, *Werner Inderbitzin*, im Herbst 2011 zurücktreten. An seine Stelle wurde *Jean-Marc Piveteau* (1961), Prorektor der Hochschule für Technik Rapperswil, gewählt. Einmal mehr wurde keine FH-AbsolventIn und auch keine Frau berücksichtigt.

Möge Herr Piveteau als ehemaliger ETH-Absolvent und Mathematiker die Türen fürs Doktorat an ETH und Uni für FH-AbgängerInnen öffnen – auch für PsychologInnen.

In diesem Sinne wünscht der SBAP. Herrn Piveteau viel Erfolg in seiner neuen Tätigkeit!



Jean-Marc Piveteau

FH SCHWEIZ

Die Delegiertenversammlung der FH SCHWEIZ wird voraussichtlich Nationalrat *Christian Wasserfallen* (FDP) zum Präsidenten wählen. *Heidi Aeschlimann* tritt auf diesen Zeitpunkt aus dem Vorstand zurück. Sie hätte sich eine starke Führungsperson gewünscht, die in der Lage ist, die stark wachsende FH SCHWEIZ zu einen, und eine Persönlichkeit, die im Bildungswesen einen Leistungsausweis hat und als Brückenbauer dienen kann.

Neu wird *Trix Angst* für den SBAP. im Vorstand der FH SCHWEIZ die Interessen der FH-Bildungspolitik vertreten.

Verbandsentwicklung

Am 18. November 2010 stellte der SBAP.-Vorstand unter der Leitung von Prof. *Iwan Rickenbacher* strategische Überlegungen zur Verbandsentwicklung an. Wir werden an der GV vom 15. März 2011 ausführlich darüber berichten und erhoffen uns Feedback von unseren Mitgliedern. Wir hoffen also auf zahlreiches Erscheinen!

Wir haben über die Stärken und Schwächen, Chancen und Risiken des SBAP. nachgedacht. Wo bestehen Handlungsoptionen? Wer sind unsere Mitglieder jetzt und morgen? Wer sind unsere Partner, und mit wem bilden wir Allianzen? Was sind unsere Dienstleistungen jetzt und morgen?

Qualität, Ethik und der SBAP.

Eine kleine Arbeitsgruppe des Ressorts Qualität hat sich mit dem Ethiker *Peter A. Schmid* getroffen und darüber nachgedacht, wie im SBAP. mit den berufsethischen Richtlinien umgegangen wird und in Zukunft umgegangen werden soll. Wir waren uns zusammen mit dem Vorstand einig, dass eine Ethikkommission für den SBAP. keine Option ist. Die Begründung soll sorgfältig erarbeitet und in den Statuten verankert werden: Wir wollen Ethik als prozessuales Tun verstehen und als kollegialen Diskurs pflegen. Diesen Diskurs möchten wir im SBAP. intensivieren. Wir planen noch im 2011 zwei Veranstaltungen, in denen einerseits Inputs zu verschiedenen ethischen Themen erfolgen und andererseits eine offene Diskussion stattfinden soll. Die Resultate dieser Veranstaltungen und Diskussionen möchten wir entsprechend aufarbeiten, damit sie im *punktum.* publiziert werden können, und damit erneut zur Diskussion anregen.

Ressort A+O

Stephan Schild wird wie angekündigt auf die GV 2011 zurücktreten. Er ist seit 2003 für das Ressort A+O verantwortlich und hat in dieser Zeit wesentlich zur Professionalisierung des SBAP. beigetragen und insbesondere den Fachtitel Arbeits- und Organisationspsychologie geschaffen. An dieser Stelle möchte ich ihm für die jahrelan-

ge Aufbauarbeit, Loyalität und Unterstützung herzlich danken.

Wir freuen uns alle, dass Stephan in *Trix Angst* eine würdige Nachfolgerin gefunden hat. Trix hat eine eigene Beratungsfirma und erfüllt auch zahlreiche Lehraufträge. Bekannt dürfte vor allem ihre Publikation «Frauen führen. Auch bei Ihnen?» sein. In diesem Zusammenhang erhielt Sie 2008 den Gender-Studies-Förderpreis. Sie bringt zusätzlich viel Know-how aus ihrer journalistischen Tätigkeit bei der «Berner Zeitung» und beim Schweizer Fernsehen mit.



Trix Angst

Mitgliederstatus

Wir möchten an dieser Stelle nochmals klären, dass der Status der Studentenmitgliedschaft einzig während des Grundstudiums in Psychologie gilt.

Nach dem Abschluss des Grundstudiums – sei es auf Bachelor- oder Masterstufe – gilt auch zum Beispiel während einer postgradualen Weiterbildungszeit der Status der Vollmitgliedschaft, und der Jahresbeitrag beträgt 500 Franken.

Berufshaftpflichtversicherung ist ein Muss für delegiert Arbeitende

Die Geschäftsleitung der FSP hat bei RA *Alain Pfulg* abgeklärt, ob es sinnvoll ist, dass delegiert arbeitende PsychotherapeutInnen, die ja grundsätzlich vom delegierenden Arzt versichert sein müssen, auch eine eigene Berufshaftpflichtversicherung abschliessen. Die Antwort des Experten ist klar: Ja! Es kann nie ganz schlüssig abgeklärt werden, ob der delegierende Arzt ge-

Vorstandsnews

nügend versichert ist. Bei Grobfahrlässigkeit kann der Arzt Regress auf die delegiert Arbeitenden nehmen.

Der SBAP. bietet zum Preis von jährlich 155 Franken eine Berufshaftpflichtversicherung an.

Antragsformular und Leistungen der Kollektivversicherung:

www.sbap.ch/dienstleistungen/mitglieder.php

Betriebsbesichtigung Skyguide

Die Betriebsbesichtigung bei der Flugsicherung Skyguide findet am *Montag, 23. Mai 2011, um 15 Uhr* statt. Die TeilnehmerInnenzahl ist begrenzt. Wir bitten Sie deshalb, sich bis *31. März 2010* verbindlich in der Geschäftsstelle SBAP. anzumelden:

info@sbap.ch oder

Telefon 043 268 04 05.

Alle SBAP.-Mitglieder ins Web!

Noch nie war es mit so wenig Geld möglich, einen persönlichen Webauftritt mit eigener Webadresse zu generieren. Unsere IT-Verantwortliche, *Silvia Ackermann*, erstellt Ihnen Ihre Homepage für 500 Franken. Jährlich müssen für Unterhalt und Hostingkosten 150 Franken gerechnet werden. Sie sehen ein Beispiel auf www.sbap.ch/mitglied/heidi-aeschlimann.html.

Ihre Adresse lautet:

www.sbap.ch/mitglied/ihr-name.html.

So gehts: Sie schicken uns

- Name, Titel, Funktion, Praxisadresse, Kontaktangaben;
- Angebot (z.B. Coaching, Erziehungsberatung; Studienberatung; Psychotherapie; Organisationsentwicklung) und Beratungssprachen;
- Fotos, z.B. Porträt von Ihnen; Praxisraum.

Ihre Fotos reichen Sie direkt bei unserer Webmistress ein:

silvia.ackermann@adabit.ch.

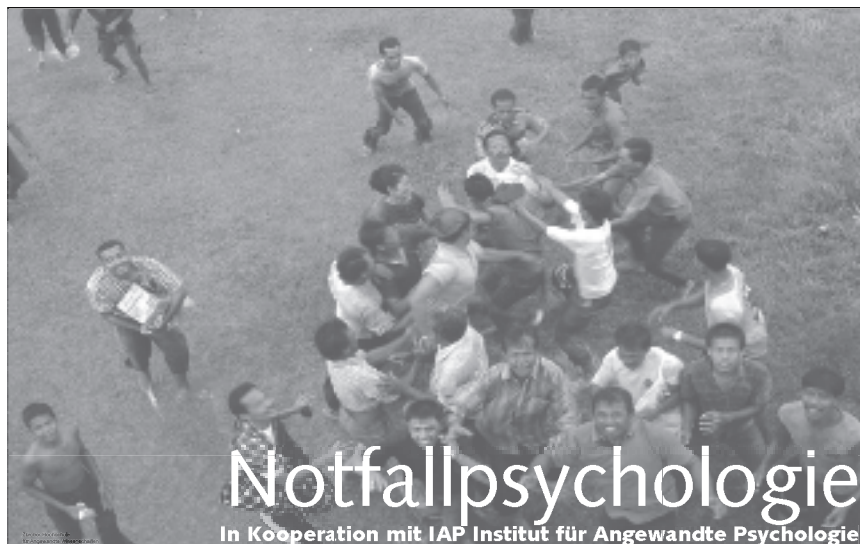
Weitere Auskünfte erteilt Ihnen:

Geschäftsstelle SBAP.,

Telefon 043 268 04 05.

Es zeigt sich klar, dass KundInnen und PatientInnen vermehrt im Internet ihre Dienstleistungserbringer suchen. Der SBAP. bietet Ihnen nun die Gelegenheit dazu.

Heidi Aeschlimann



zhaw

IAP
Institut für Angewandte
Psychologie

SBAP.

CAREINK

Am 27./28. Mai 2011 startet erneut die NNPN zertifizierte SBAP.

Ausbildung in Notfallpsychologie

Vermittelt werden aktuelles Wissen und die Kompetenz zur psychologischen Akut- und Krisenintervention in Notfallsituationen, sei es im Alltag oder bei Gross-Schadenereignissen.

Ansprechpersonen: PsychologInnen, SozialpädagogInnen, Pflegepersonal, PädagogInnen, Einsatzkräfte

Kursdaten 2011: 27./28. Mai, 24./25. Juni, 23./24. September, 28./29. Oktober, 25./26. November und 20./21. Januar 2012

Kursdaten 2012: 27./28. Januar, 03./04. Februar, 24./25. Februar, 16./17. März, 20./21. April, 25./26. Mai

Noch wenige Plätze frei!

Kosten: 6 Module CHF 3'750.-

Prüfungskosten inkl. Zertifikat CHF 300.-

Detailprogramm und Anmeldung:

info@sbap.ch oder Tel. 043 268 04 05

Berufspolitische News

Psychologieberufegesetz weiter auf Kurs

Nun hat auch die Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrates das PsyG *einstimmig* genehmigt. Das Geschäft ist für die Frühlingssession im Nationalrat geplant. Damit dürfte das Psychologieberufegesetz Wirklichkeit werden. Der SBAP. meint, dass dies ein Grund sein wird, mit allen daran Beteiligten zu feiern!

Eingabe ans EVD zum Erlass einer Feststellungsverfügung

«Ein SBAP.-Mitglied, vertreten durch RA Beat Messerli, verlangt die Überführung des von der Zürcher Hochschule für Angewandte Psychologie vergebenen Diploms «PsychologIn FH» in einen Mastertitel.

Dem EVD wurde eine Frist von 30 Tagen zur Erstellung der beantragten Feststellungsverfügung gesetzt. Entspricht das EVD dem Ansinnen – sind wir am Ziel angelangt. Entspricht das EVD diesem jedoch nicht, wird der SBAP. ans Bundesverwaltungsgericht gelangen.»

Sie irren nicht, diese Meldung haben Sie bereits im letzten **punktum.** gelesen. Seit dem letzten Redaktionsschluss sind nun schon wieder drei Monate vergangen, und noch immer lässt diese Verfügung auf sich warten. RA Beat Messerli hat sich erkundigt und die Antwort erhalten, dass wir allenfalls im April damit rechnen könnten!

Beschwerde gegen die Verordnung des Regierungsrates des Kantons Zürich über psychiatrische und psychologische Gutachten in Straf- und Zivilverfahren vom 1. September 2010

Der SBAP., vertreten durch RA Beat Messerli, hat zusammen mit der FSP, der Schweizerischen Gesellschaft für Rechtspsychologie (SGRP) und Heidi Aeschlimann Beschwerde gegen den Regierungsrat beim Verwaltungsgericht des Kantons Zürich eingereicht. Wir beanstanden, dass mit der neuen Verordnung – entgegen der heute gängigen Praxis – PsychotherapeutInnen mit klinischer Erfahrung nicht ins Sachverständigenverzeichnis für Gut-

achten mit komplexen Problemstellungen oder gewichtigen Risiken (§ 10 Abs. 2 lit. a PPGV) aufgenommen werden können und damit nicht als GutachterInnen in Frage kommen. Nichtärztliche GutachterInnen, die für Gutachten zur Beurteilung der Glaubhaftigkeit (§ 10 Abs. 2 lit. b) und übrige Gutachten (§ 10 Abs. 2 lit. c) in Frage kommen, müssen «über eine Bewilligung des Kantons Zürich zur selbständigen nichtärztlichen psychotherapeutischen Tätigkeit gemäss § 27 des Gesundheitsgesetzes vom 2. April 2007» verfügen.

Wir beanstanden, dass damit den nichtärztlichen PsychotherapeutInnen der Zutritt zu einem bisher offenen Markt verwehrt wird und dass ausserkantonale PsychotherapeutInnen als GutachterInnen eine Berufsausübungsbewilligung im Kanton Zürich beantragen müssen.

Das Verwaltungsgericht hat die Beschwerde am 21. Dezember 2010 abgewiesen, ohne die Beweismittel zu würdigen!

Die von der Justizdirektion in Zweifel gezogene Legitimation der FSP, SBAP. und Heidi Aeschlimann bejaht das Verwaltungsgericht. Die Legitimation der SGRP wird verneint, weil in den Statuten nicht klar die Aufgabe der berufspolitischen Vertretung der Mitglieder deklariert ist. Die Beschwerdeführer haben sich im Januar 2011 getroffen, um über das weitere Vorgehen zu beraten. Wir sind einhellig zum Schluss gekommen, dass wir den Entscheid anfechten wollen. *Es kann nicht hingenommen werden, dass hier qualifizierte PsychologInnen ausgeschlossen und damit diskreditiert werden.*

Runder Tisch

Wiederum haben sich die Spitzen der Verbände FSP, SGPP, SGDP und GeDaP zum runden Tisch getroffen.

Es werden immer mehr PsychologInnen als delegierte PsychotherapeutInnen angestellt. FSP und SBAP. erhalten täglich Anfragen bezüglich Anstellungsbedingungen. Grundsätzlich werden im Kanton Zürich am meisten Prozesse bezüglich delegierter Psychotherapie geführt.

Wichtige Information:

- Die Vertrauensärzte der Versicherungen dürfen sich nicht in Settingfragen einmischen. Das Setting obliegt der Aufsichtspflicht und ist somit in der Verantwortung des Arztes.
- Vertrauensärzte dürfen über die Weiterbehandlung entscheiden und den Zeitpunkt des nächsten fälligen Berichtes festlegen.

Das Psychologiestudium boomt: Pro Jahr verlassen 600–700 MSc in Psychologie die Hochschulen. Jährlich werden rund 330 Fachpsychologentitel in Psychotherapie vergeben. Quo vadis? Heidi Aeschlimann

IG Psychologische Arbeit mit chronisch körperlich Kranken

Wie bereits angekündigt, wird aus dieser Interessengemeinschaft der Verein Chronischkrank.ch (provisorischer Vereinsname) entstehen: Die Gründungsversammlung findet am 21. März 2011 in Zürich statt. *Heloisa Martino*, die bislang in der Arbeitsgruppe der IG aktiv war, stellt sich für den Vorstand zur Verfügung. Zentrales Ziel des Vereins ist es, Wege zur Verbesserung der psychologischen Unterversorgung der Betroffenen chronisch körperlicher Krankheiten zu suchen. Dieses Ziel soll mit folgenden Mitteln erreicht werden: Vernetzung bestehender somatischer und psychosozialer Unterstützungsangebote; Zusammenarbeit mit anderen Verbänden, Organisationen und Institutionen, welche die Anliegen des Vereins unterstützen; Verbreitung wissenschaftlich begründeten psychologischen Wissens zu chronisch körperlichen Krankheiten, insbesondere in die Aus-, Weiter- und Fortbildung der Behandelnden und Eruiern von Möglichkeiten der Finanzierung psychologischer Angebote.

Infos: heloisa.martino@sbap.ch

Berufspolitische News

Obsan: Inanspruchnahme von Behandlungsangeboten bei psychischen Problemen

Gemäss den aktuellsten Zahlen zur Jahresprävalenz psychischer Störungen sind etwa 25 Prozent der Schweizer Bevölkerung davon betroffen; die Lebenszeitprävalenz für psychische Störungen mitsamt deren leichteren Formen liegt sogar bei 48 Prozent (Obsan 2009).

Im «Obsan Dossier 13» («Dynamik der Inanspruchnahme bei psychischen Problemen. Soziodemographische, regionale, krankheits- und systembezogene Indikatoren») untersuchen *Tanja Fasel, Niklas Baer und Ulrich Frick* die Einflussfaktoren der Inanspruchnahme von Behandlungsangeboten. Zu diesem Zweck haben sie eine umfassende Recherche der in vier wissenschaftlichen Datenbanken (Medline, PsycInfo, Psynex und Embase) verfügbaren Literatur über die psychische Gesundheitsversorgung durchgeführt.

Diese Literaturanalyse ergab ein komplexes Bild der Zusammenhänge mit der Inanspruchnahme von Behandlungsangeboten durch psychisch kranke Menschen: Eine Reihe von Faktoren beeinflussen diese Inanspruchnahme. Dazu zählen soziodemografische Merkmale (weiblich, alleinstehend, arbeitslos, geringe soziale Unterstützung u.a.), regionale Charakteristika (Urbanität, Ärztedichte u.a.), krankheitsbezogene Faktoren (Schweregrad, Chronizität, Behinderungsfolgen u.a.) sowie systembezogene Indikatoren (Verfügbarkeit und Erreichbarkeit von Behandlungsangeboten, Qualität der Nachsorge bei Klinikaustritten u.a.).

Es lassen sich differenzierte Aussagen zu den Einflussfaktoren machen, zum Beispiel bei der Art des Angebotes: Personen mit höherer Bildung begeben sich eher in spezialisierte Behandlung, Personen mit tieferer Bildung eher in allgemeinmedizinische sowie Notfallbehandlungen.

Die Autoren der Analyse stellten komplexe Interdependenzen zwischen den einzelnen Einflussfaktoren fest, die es erschweren, ein einstufiges Bedarfsmodell einer Versorgungspopulation zu erstellen. Allerdings war ein konsistentes Ergebnis, «dass es sich letztlich beim Bedarf nach Behandlung um den zentralen Einflussfaktor auf die Inanspruchnahme handelt». Die Realität ist, dass leider immer noch die Mehrheit der Betroffenen unbehandelt bleibt.

Die gesamte Publikation kann heruntergeladen werden auf www.obsan.admin.ch >

Publikationen > Obsan Dossier 13.

«Rahmenkonzept zur Prävention psychischer Krankheiten im Kanton Zürich» – Stellungnahme des SBAP.

Um die psychische Gesundheit der Schweizer Bevölkerung ist es alles andere als gut bestellt (siehe oben). Dies gilt nicht nur gesamtschweizerisch, sondern zum Beispiel auch spezifisch für den Kanton Zürich. Deshalb hat die kantonale Gesundheitsdirektion der Bildung einer Arbeitsgruppe zugestimmt, die ein Rahmenkonzept zur Prävention psychischer Krankheiten im Kanton erarbeiten sollte. Die Arbeitsgruppe umfasste ExpertInnen aus dem Zürcher Verein Psychiatrischer Chefärzte und des Instituts für Sozial- und Präventivmedizin.

Im Oktober 2010 schickten sie den Konzeptentwurf in die Vernehmlassung. Der SBAP wurde offiziell dazu eingeladen, Stellung zu beziehen.

Ziel dieses Rahmenkonzepts ist, durch dessen Umsetzung dazu beizutragen, die psychische Gesundheit der Zürcher Bevölkerung zu verbessern: «Wo Vergleichszahlen vorliegen, ist jeweils anzustreben, einen Stand zu erreichen, der mindestens dem schweizerischen Mittel entspricht.»

Der SBAP befürwortet in seiner Stellungnahme die Erarbeitung eines solchen Konzepts. Unser Verband erachtet die Zielsetzungen des Rahmenkonzeptes nicht nur als sehr begrüssenswert, sondern von hoher aktueller Wichtigkeit, angesichts der unerfreulich stetigen Zunahme psychischer Erkrankungen in der Schweizer Bevöl-

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBEIT

Stiehler, S. / F. Nestmann / J. Günther (Hrsg.):

Kindernetzwerke

Soziale Beziehungen und soziale Unterstützung in Familie, Pflegefamilie und Heim

2008. 210 S., Abb., Tab., kart., ca. CHF 27.50 (dgv-Verlag) 978-3-87159-617-9

Heimkinder, Pflegekinder und Kinder in Herkunftsfamilien stehen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit eines DFG-Projekts, das versucht, die persönlichen Bindungen und sozialen Netze der Sechs- bis Zwölfjährigen differenziert zu erfassen, um einen besseren Einblick in ihre objektiven und subjektiven Beziehungswelten zu erhalten.

Bestellen ist ganz einfach:

Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Berufspolitische News

kerung, die seit einigen Jahren festgestellt wird.

Die Vernehmlassungsantwort des SBAP finden Sie auf unserer Website (unter «News»); das «Rahmenkonzept zur Prävention psychischer Krankheiten im Kanton Zürich» unter <http://www.gesundheitsfoerderung-zh.ch/Praevention-psychisc.405.0.html>

Jobunsicherheit: Vergleich zwischen der Schweiz und den USA

In einer Untersuchung, die in der aktuellen Ausgabe der Fachzeitschrift «Applied Psychology – An International Review» (Herausgeber: International Association for Applied Psychology, IAAP) publiziert wurde, gehen Forscher der Universität Zürich und der Washington State University Vancouver (USA) der Frage nach, ob sich die Stärke der Korrelationen von Jobunsicherheit und anderen Variablen von Kultur zu Kultur unterscheiden. Spezifischer wurde die kulturell unterschiedlich bewertete «uncertainty avoidance» (Unsicherheitsvermeidung) und deren Zusammenhang mit Jobunsicherheit unter die Lupe genommen.

Von der Annahme ausgehend, dass dies zwei Kulturen mit sehr unterschiedlichen Unsicherheitsvermeidungs-Orientierungen sind, hat die Forschergruppe eine Schweizer und eine amerikanische Stichprobe untersucht. Dabei haben die WissenschaftlerInnen geprüft, ob die Beziehungen zwischen Jobunsicherheit und Jobzufriedenheit, organisationalem Commitment und Kündigungsabsichten in der Schweizer Stichprobe stärker ausgeprägt waren.

Zwar wiesen die Schweizer Befragten eine stärkere Unsicherheitsvermeidung als die AmerikanerInnen auf. Entgegen den Erwartungen waren aber die Zusammenhänge zwischen Jobunsicherheit und den anderen Variablen bei den untersuchten AmerikanerInnen stärker. Als mögliche Erklärung dafür erwägen die AutorInnen Unterschiede bezüglich der sozialen Netze beider Länder.

Bei Interesse kann eine Kopie dieses Artikels bei heloisa.martino@sbap.ch angefordert werden.

Neuer Blog «Neuzugänge Tests und Bücher aus der Testdiagnostik»

Für an aktuellsten Tests und Publikationen zur Testdiagnostik Interessierte bietet die Informationsstelle des Zentrums für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID) einen Blog an, auf dem Neuerscheinungen präsentiert werden. Damit will es das ZPID Fachpersonen erleichtern, den Überblick über die zahlreichen Angebote auf dem Testmarkt zu behalten. Auf einer eigens dafür errichteten Website werden alle relevanten, vom ZPID ausgewählten Titel aufgelistet, noch bevor sie in der Psyndex-Datenbank im Segment «Psyndex Tests» nachgewiesen werden. Darüber hinaus werden die Titel jeweils mit einer Adresse verlinkt, über welche online Informationen zu den Verfahren abgerufen werden können, bis diese später auf «Psyndex Tests» dokumentiert werden. Auch Bücherzusammenfassungen, die bereits aus dem Literatursegment der Datenbank Psyndex verfügbar sind, können abgerufen werden.

Blog: <http://newtests.zpid.de>

Heloisa Martino

Fachtagung Gewalt und Trauma bei Kindern und Jugendlichen und deren Folgen – eine Herausforderung an Gesellschaft und Helfersysteme

Mittwoch, 18. Mai 2011
Hotel Rössli, Illnau

ReferentInnen:

Lutz Besser, Christoph Häfeli, Jacqueline Schmid, Joachim Schreiner, Regula Schwager, Moderation: Ruth Enz.

Organisation:

Institut für Kinder-, Jugendlichen- und Familientherapie KJF Luzern, Schweizerisches Institut für Trauma Therapie SITT, Effretikon, Schweiz. Gesellschaft der PsychotherapeutInnen für Kinder und Jugendliche SPK

Information und Anmeldung:
www.institut-kjf.ch

Fortbildung

Mentalisierungsbasierte Familienarbeit mit Dr. med. Eia Asen, London

Freitag / Samstag,
26. & 27. August 2011 in Luzern

Organisation:

Institut für Kinder-, Jugendlichen- und Familientherapie KJF Luzern, Kinder- und Jugendpsychiatrischer Dienst der Luzerner Psychiatrie, Schweiz. Gesellschaft der PsychotherapeutInnen für Kinder und Jugendliche SPK

Information und Anmeldung:
www.institut-kjf.ch
(siehe auch beiliegender Flyer)

Berufspolitische News

Fachgruppe Mental Health and Age: Positionspapier «Suizidprävention im Alter» ist erschienen

Vor vier Jahren wurde auf Initiative von Public Health Schweiz und Partnerorganisationen (BAG, Krebsliga Schweiz, Gesundheitsförderung Schweiz u.a.) die Fachgruppe Mental Health gegründet, deren Ziel vor allem die Förderung der Zusammenarbeit zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Gesundheitsorganisationen im Dienste der psychischen Gesundheit der Bevölkerung ist.

In der Untergruppe «Psychische Gesundheit und alternde Bevölkerung» (Leitung: Prof. *Gabriela Stoppe* von den Universitären Psychiatrischen Kliniken in Basel; *Barbara Schmutz* vertritt SBAP. und ZHAW-P in dieser Gruppe) wurde im Anschluss an eine Forumsveranstaltung mit interdisziplinärer Beteiligung zum Thema Suizid und Alter, die im Oktober 2009 stattfand, der dort gefasste Beschluss, ein Positionspapier zum Alterssuizid zu verfassen und in den einschlägigen Kreisen zu verbreiten, umgesetzt. Das Positionspapier liegt nun vor.

Mit dem Positionspapier fordert Mental Health and Age Schweiz ein stärkeres Engagement für die Suizidprävention in der Schweiz in Bezug auf die älteren Menschen. Wie in den meisten anderen Ländern steigt nämlich in der Schweiz die Suizidrate mit

zunehmendem Lebensalter an. Nach Daten des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums (Obsan; Mai 2009) sterben in der Schweiz jährlich rund 1300 Menschen durch Suizid, und nach Angaben des Bundesamtes für Statistik (Zahlen von 2006) muss man in der Altersgruppe über 65 Jahren mit insgesamt 35 Suiziden pro 100 000 EinwohnerInnen und Jahr rechnen. Suizidversuche sind schwieriger zu erfassen. Konservative Schätzungen gehen von einer etwa zehnmal höheren Rate aus. Bedacht werden müssen immer auch die indirekten Folgen eines Suizids wie auch eines Suizidversuchs. So sind jeweils vier bis sechs Angehörige und Freunde betroffen, von denen ein Teil im Anschluss ein erhebliches Leiden entwickelt.

Obwohl Suizide und Suizidversuche häufig sind, wird über sie kaum beziehungsweise ungern gesprochen. Immer noch gibt es Vorurteile dergestalt, dass die meisten Suizide Bilanzsuizide seien oder aber dass jemand, der über Suizid rede, diesen letztlich nicht ernst meine. Neben der Tabuisierung des Suizidthemas ist die Stigmatisierung psychisch Kranker zu beachten, die immer noch Hauptursache ist für Zugangsbarrieren hinsichtlich rechtzeitiger Diagnose, Behandlung, Rehabilitation und Integration (in über 90 Prozent der Fälle besteht ein Zusammen-

hang zwischen einer psychischen Erkrankung und einem Suizid oder Suizidversuch).

Für alte Menschen muss eine weitere Stigmatisierung in die Überlegungen einbezogen werden, nämlich die des Alters an sich. Negative Altersstereotype, zum Beispiel in der Form, dass Hoffnungslosigkeit und Einsamkeit im Alter normal seien, sind verbreitet. Typischerweise wird ein Suizid im Alter auch als weniger schwerwiegend angesehen als ein Suizid bei Jüngeren. Sowohl bei Laien als auch bei Professionellen findet sich vor dem Hintergrund der genannten Altersstereotype oftmals ein gewisses «Verständnis» für einen Suizid im Alter.

Das Positionspapier schliesst mit einer knappen und doch deutlichen Präsentation von Forderungen in fünf verschiedenen Bereichen: gesundheitspolitische Steuerung, Fort- und Weiterbildung, Bewusstseinsbildung und Informationsvermittlung für die Bevölkerung, Vernetzung der Angebote und Forschung.

Die Arbeitsgruppe «Psychische Gesundheit und alternde Bevölkerung» hofft, mit dem neu erstellten Positionspapier Gefährdete, Betroffene und ihr Umfeld sowie die Fachwelt zu erreichen und in der Gesellschaft ein erhöhtes Bewusstsein für Relevanz und Brisanz dieses Themas zu bewirken.

Für Infos: bschmutz@solnet.ch

Barbara Schmutz

Neue Mitglieder

Lianne Fravi, Hedingen

Cornelia Künzler, Hedingen

Herzlich willkommen!

Fachpsychologin SBAP. In Berufs-, Studien- und laubbahnberatung

Simone Zaugg-Jäger, Starrkirch-Wil

Fachpsychologin SBAP. In Notfallpsychologie

Katja Iseli, Muttentz

Viviana Abati, Bern

Der SBAP. gratuliert!

Der SBAP. ist umgezogen!

Per sofort gilt die neue Adresse:

SBAP.

Vogelsangstrasse 15
8006 Zürich

Telefon 043 268 04 05

Telefax 043 268 04 06

www.sbap.ch

info@sbap.ch

SBAP. Ethik Forum

Neu: «SBAP. Ethik Forum»

Ethische Fragen beschäftigen den SBAP-Vorstand immer wieder. Deshalb hegt er schon lange den Wunsch, auf diesem Gebiet für seine Mitglieder mehr zu unternehmen. Ende 2010 wurde eine Arbeitsgruppe gebildet, die darüber diskutierte, wie Ethik im SBAP zum Thema werden könnte. Schnell wurde klar, dass es weder darum gehen kann, einen neuen, ausufernden Kodex zu verfassen, noch darum, eine Kommission einzusetzen, die über die moralische Integrität der Mitglieder wacht. Der SBAP hat eine Berufsordnung, in der die berufsethischen Grundlagen in genügendem Mass festgeschrieben sind. Im Zentrum steht die Verantwortung jedes einzelnen Mitglieds für sein berufliches Handeln.

Wenn also Ethik im SBAP zum Thema werden soll, dann mittels gemeinsamer Gespräche über die Berufspraxis, über konkrete Fälle und über allgemeine Fragen, die das berufliche Handeln betreffen. Die Arbeitsgruppe ist zum Schluss gekommen, dass Ethik im SBAP als eine werteregeleitete, gemeinsame Reflexion der alltäglichen Berufspraxis zu verstehen ist. Das Gespräch über normative Fragen soll im Mittelpunkt stehen.

Um einen solchen Diskurs zu ermöglichen, hat der Vorstand beschlossen, ab 2011 das «SBAP. Ethik Forum» zu initiieren. In diesen Foren wird es darum gehen, die alltäglichen Handlungen und möglichen Unterlassungen im Berufsalltag, in der Arbeit mit den KlientInnen und in der Zusammenarbeit mit FachkollegInnen entlang von explizit gemachten Werten zu reflektieren.

Die periodische Veranstaltung versteht sich als Diskussionsforum, das die eigene selbstverständliche Praxis kritisch in Frage stellt, über Werte und Normen nachdenkt und durch den gemeinsamen Diskurs allenfalls zu einer neuen Haltung führen kann. Eine wertschätzende Atmosphäre ist uns wichtig.

Die öffentliche und gemeinsame Reflexion der professionellen Praxis, die kontinuierliche Auseinandersetzung mit Fragen nach Werten und profes-

sionellen Haltungen, das engagierte Abwägen von Argumenten und Erkenntnissen fördern eine gemeinsame Gesprächskultur innerhalb unseres Verbands und können damit mittelbar zur Qualitätssicherung beitragen.

Das «SBAP. Ethik Forum» versteht sich als Diskussionsplattform, die aktuelle Fallbeispiele von Mitgliedern oder normative Fragen systematisch analysiert.

Geleitet werden die Foren vom Philosophen und Ethiker *Dr. Peter A. Schmid*, der bereits ähnliche Foren an verschiedenen Institutionen leitet.

Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen, sich an diesem normativen Diskurs innerhalb des SBAP aktiv zu beteiligen und an den Foren mit eigenen Fragestellungen oder als GesprächspartnerInnen teilzunehmen.

Datum/Zeit: 06.04.2011, 19–21 Uhr
Ort: ZHAW Dep. P, Merkurstrasse 43, 8032 Zürich

psychotherapieausbildung.ch

Institut für Ökologisch-systemische Therapie



Weiterbildung in Psychotherapie mit systemischem Schwerpunkt

Von der FSP und der SGPP anerkanntes Curriculum

Beginn: 24. August 2011

Einführungskurse jeweils im Herbst und Frühjahr

Weiterbildung in systemischer Paartherapie

7 Module und Supervision

Beginn: 5. Mai 2011

Fortbildungskurse

11.-12.02.2011: Chronischer Wahn und persistierendes Stimmenhören

24.-26.02.2011: Schwierige Situationen in der Paartherapie

07.-09.04.2011: Familienstellen

30.06.-02.07.2011: Familiengespräche in der Einzeltherapie

08.-10.09.2011:

The Sexual Crucible Approach®, mit David Schnarch, USA

Institut für Ökologisch-systemische Therapie:

Dr. med. H. Bruchhaus Steinert, Dr. phil. R. Frei, Lic. phil. B. Limacher

Klosbachstrasse 123, CH-8032 Zürich, +41 (0)44 252 32 42

sekr@psychotherapieausbildung.ch, www.psychotherapieausbildung.ch

Entscheidungshilfe für Paare

Roland Weber: Gehen oder bleiben?

Ich habe einen ansprechend aufgemachten, übersichtlich gegliederten Ratgeber in der Hand, der Paaren, die sich fragen, ob ihre Beziehung noch eine Chance habe, Entscheidungshilfen gibt. Mit Phantasie Reisen, Checks und Vorstellungsübungen erfahren Paare nicht nur Neues über den Zustand ihrer Beziehung, sondern auch über sich selbst, ihre Wünsche und Zukunftsvisionen.

Der erste Teil des Buchs erläutert den soziologischen Wandel, die Veränderung der Werte, die alten Erwartungen und die neuen Rollen, die uns alle massgeblich beim Finden unseres persönlichen Beziehungsstils beeinflussen. Wichtigstes Kennzeichen des heutigen Liebesmodells ist die Idee der Vereinbarkeit von Aufregung und Geborgenheit und der Verschmelzung von Liebe und Sex – und dies intensiv sowie auf Dauer. Parallel dazu haben sich die Toleranz für Unzufriedenheit, die Tugend von Durchhalten und Zueinanderstehen und die Bereitschaft, sich in sein Schicksal zu fügen, dramatisch verändert. Entspricht die Partnerschaft nicht den Erwartungen, wird sie beendet. Damit sind nicht nur Trennungen normaler geworden, sondern auch Neuanfänge.

Der zweite Teil zeigt, wie eine gute Entscheidung getroffen werden kann. Er arbeitet Kriterien und Gründe heraus, die Partnerschaft zu beenden oder aber zusammenzubleiben. Es werden verschiedene Checklisten angeboten, Phaseneinteilungen von sich verschlechternden Beziehungen und Ratings der Stärken und Schwächen einer Beziehung, die es erlauben, eine Bestandesaufnahme zu machen. Diese Hilfsmittel zu benützen, kann passen oder auch nicht. Auf jeden Fall muss doch recht viel Diskussionsbereitschaft und gegenseitiges Interesse bei Paaren vorhanden sein, damit ein gegenseitiges Vergleichen der individuellen Resultate überhaupt möglich ist und fruchtbar werden kann. Betont wird auch, dass sich eine gute Beziehung nicht von selbst ergibt und dass die Faustregel «Lieber mit dem alten Partner etwas Neues als mit einem neuen das Alte» Sinn ergibt.

Der dritte Teil des Buchs listet Bausteine einer innigen Partnerschaft auf, die geeignet sind, Partnerschaften zu befruchten: Erwartungen managen, Konflikte konstruktiv lösen und sich wertschätzend verhalten, für Romantik und Aufregung im Alltag sorgen und offen bleiben für Veränderungen.



Roland Weber: Gehen oder bleiben? Entscheidungshilfe für Paare.
Klett-Cotta, Reihe Leben, Stuttgart
2010, 180 Seiten, Fr. 23.50, ISBN
978-3-608-86026-9.

Partnerwahl heisst Problemwahl. Wer einen Partner fürs Leben wählt, wählt auch eine Anzahl unlösbarer Probleme, eine Reihe von Eigenschaften von denen einem viele gefallen und einige nicht. Urs Friedrich, Dr. med.

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBEIT

Becker, M. / R. Krätschmer-Hahn (Hrsg.):

Fundamente sozialen Zusammenhalts

Mechanismen und Strukturen gesellschaftlicher Prozesse

2010. 320 S., kart., ca. CHF 53.50 (Campus) 978-3-593-39151-9

Der Zusammenhalt von Gesellschaften beruht in kleinen und in grossen Gruppen, in Organisationen und Staaten auf elementaren Fundamenten des sozialen Miteinanders. Wie kommen diese Fundamente zustande und wodurch tragen sie zum Zusammenhalt bei?

Mewes, J.:

Ungleiche Netzwerke – Vernetzte Ungleichheit

Persönliche Beziehungen im Kontext von Bildung und Status

2010. 250 S., 10 s/w Abb., 10 s/w Tab., kart., ca. CHF 59.90 (VS Verlag) 978-3-531-17209-5

Von sozialen Netzwerken wird oftmals angenommen, dass sie gleichsam einen Schutzschild gegenüber der viel beschworenen Zweck-Mittel-Rationalität moderner Gesellschaften bilden. Doch werden nicht auch die Gelegenheitsstrukturen informeller Beziehungen durch die Sozialstruktur geprägt?

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)
oder schreiben Sie uns eine E-Mail:
contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Grundlagen statt Werkzeuge

Susanne Nussbeck: Einführung in die Beratungspsychologie

Diese Einführung ist keine Gebrauchsanweisung. Vielmehr beschreibt Susanne Nussbeck psychologische Grundlagen der Beratung, und zwar gründlich und verständlich. Sie erzählt die Geschichte der Beratung, definiert Beratung und grenzt sie von anderen Konzepten ab, beispielsweise Psychotherapie und Mediation.

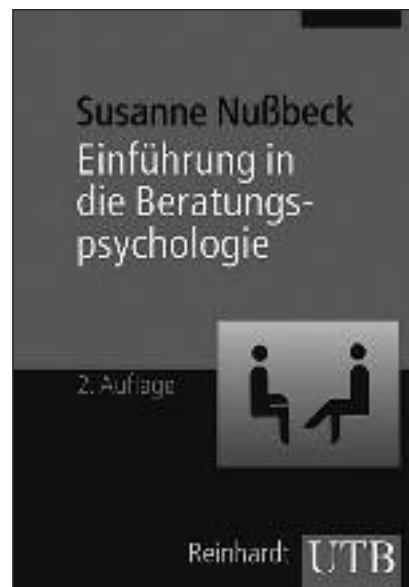
Nussbeck stellt die bekanntesten Modelle der Kommunikation vor, etwa die Axiome von Watzlawick und Kollegen oder Schulz von Thuns vier Seiten einer Nachricht, erklärt therapeutische Schulen und Ansätze und wie diese die Beratung beeinflussen haben: Psychoanalyse, klienten-/personen-zentrierte Psychotherapie, kognitiv-behaviorale Psychotherapie und systemorientierte Ansätze.

Beratungsprozess und Beziehungsgestaltung werden in je eigenen Kapiteln beleuchtet, und nur dort gibt es einen kleinen Abschnitt zu Methoden. Um Beratung sozusagen «evidenzbasierten» und Klienten zu schützen, werden auch Supervision, Forschung und Qualitätsmanagement angerissen. Ausserdem werden verschiedene Beratungsfelder vorgestellt, zum Beispiel Erziehungs- und Familienberatung oder Beratung bei Abhängigkeit. Auf Formen, die eher aus der Wirtschaft kommen, geht Nussbeck hingegen

nicht ein, zum Beispiel auf das verbreitete Coaching. Zumindest eine Abgrenzung wäre schön, auch wenn das Buch sich auf psychosoziale Beratung konzentriert, wie sie hauptsächlich in Beratungsstellen vorkommt.

Nussbeck reflektiert ihre Inhalte kritisch. Sie diskutiert beispielsweise auch ethische Aspekte wie das Menschenbild einer Beraterin: Es bestimmt unter anderem ihre Haltung zu Klientinnen, was auch die Beziehung beeinflusst, die als ein zentraler Wirkfaktor nachgewiesen wurde. Da eine ethisch neutrale Haltung schlichtweg nicht möglich ist, sollten BeraterInnen ihre Haltung und Motivation beständig hinterfragen und sich der Grenzen ihrer Kompetenz bewusst sein – auch um den Nutzen und einen möglichen Schaden von Beratung gegeneinander abzuwägen. Diesen wichtigen Hinweis findet man selten in einschlägiger Literatur.

Das Buch ist vor allem für Studierende geeignet und für jene, die sich für die psychologischen Hintergründe der psychosozialen Beratung interessieren und Basiswissen erwerben oder wieder auffrischen wollen. Wer Werkzeuge oder Rezepte sucht, ist hier falsch. Zu jedem Kapitel gibt es Übungsfragen, Beispiele und daneben ein Glossar und ein Sachregister. Das Buch ist



Susanne Nussbeck: Einführung in die Beratungspsychologie. Reinhardt UTB, München 2010², 215 Seiten, Fr. 30.50, ISBN 3-8252-2784-7.

klar strukturiert und liefert auf gut 200 Seiten einen umfassenden Überblick über beraterpsychologisches Grundwissen.

Christine Seiger, Dr., Dipl. Psych.
Wissenschaftliche Mitarbeiterin an
der ZHAW

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBEIT

Mörtenböck, P. / H. Mooshammer:

Netzwerk Kultur

Die Kunst der Verbindung in einer globalisierten Welt

2010. 174 S., Abb., kart., ca. CHF 32.– (transcript) 978-3-8376-1356-8

Netzwerke sind zur Leitfigur des Zusammenlebens im 21. Jahrhundert geworden. In Gestalt von transnationaler Politik, globaler Ökonomie, neuen Medien und sozialen Bewegungen verkünden sie Hoffnung und Bedrohung zugleich.

Otto, U.:

Die sozialen Netzwerke Älterer

Professionelle Interventionsmöglichkeiten zur Förderung sozialer Unterstützung

2012. 360 S., kart., ca. CHF 68.40 (VS Verlag) 978-3-531-16461-8

Menschen brauchen Menschen. Aber wie? Das Buch fragt systematisch – am Beispiel Älterer, ob und unter welchen Bedingungen soziale Netzwerke ein Potenzial an sozialer Unterstützung für Personen zur Verfügung stellen.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Die Ressourcen des Alters

Marlis Pörtner: Alte Bäume wachsen noch

Marlis Pörtner postuliert das Anliegen, auch im Alter ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Anhand des eigenen Unterwegsseins – im Alter von 77 Jahren – beleuchtet sie relevante Themenfelder dieser Lebensphase. Auf der Erlebnisebene wird anschaulich wiedergegeben, was es bedeutet, als Mensch in späten Lebensjahren dem Leben nachzugehen. Dies ordnet die Autorin sodann jeweils auf einer erweiterten Reflexionsebene ein.

Verschiedene Herausforderungen werden aufgefächert, wobei sowohl Einschränkungen als auch Ressourcen aufgegriffen werden. Schmerzhaftes wie Hoffnungsvolles wird besonnen in die Waagschale eingebracht. Letztlich geht es der Autorin darum, dass die späten Jahre als Chance aufgefasst werden. Ermutigt soll man einen ungetrübten Blick wagen, um beispielsweise herauszufinden, was es einerseits heisst, auf der organischen Ebene älter zu werden, und andererseits in sozialer Hinsicht mit dem sich verändernden Umfeld umzugehen. Oder was es bedeutet, verstärkt seiner Begrenztheit ausgesetzt zu sein und externe Hilfe anfordern zu müssen.

Einfühlsam und differenziert werden dem Leser, der Leserin mögliche Befindlichkeiten – die Palette reicht von

Freude, Sehnsucht, Wehmut zu Ärger usw. – näher gebracht. Dies fördert das Nachempfinden und ermöglicht ein Abtauchen in die spezifische Lebensqualität des Alters. Es gelingt Marlis Pörtner, die Bedeutsamkeit des Älterwerdens in einem stimmigen Rhythmus wiederzugeben.

Die Auseinandersetzung mit dem Thema geht in einem gemächlichen Tempo vonstatten, was von Lesenden, die sich noch vermehrt in einer ausgreifenden und zielstrebigem Phase befinden, als bremsend empfunden werden kann. Doch ebenso, wie diese Drosselung der Geschwindigkeit wahrgenommen wird, lässt sich die Spannung hypothetisch genauso auf die Empfindung im Erleben in späten Lebensjahren im Kontakt mit der verjüngten Welt übertragen.

«Alte Bäume wachsen noch» wird mehrfach als Bereicherung erlebt. Neben der Offenbarung von spezifischen Fragestellungen wird dazu angehalten, sich mit Themen zu befassen, die als ubiquitär gelten. Zudem können Erkenntnisse gewonnen werden, welche sich auf alternative Lebenssituationen übersetzen lassen. Schliesslich gilt es den Zugang zu sich selber zu fördern und daraus folgend das Leben auf sich abgestimmt einzurichten, da-



Marlis Pörtner: Alte Bäume wachsen noch. Neue Erfahrungen in späten Lebensjahren. Klett-Cotta, Stuttgart 2010, 169 Seiten, Fr. 28.90, ISBN 3-608-94565-2.

mit ein echtes wie auch freudiges Ausrichten möglich ist.

Jacqueline Dacher

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSEGEBIET

Richard, B. / J. Grünwald / M. Recht:

Flickernde Jugend – rauschende Bilder

Netzkulturen im Web 2.0

2010. 220 S., kart., ca. CHF 41.90 (Campus) 978-3-593-39305-6

Die in diesem Buch vorgestellte Grundlagenforschung liefert erstmals ein Instrumentarium, mit dem sich diese jugendliche Netzkultur erfassen lässt, und gibt überraschende und aufschlussreiche Einblicke in die Jugendkulturen im Netz.

Röhrle, B. / A. Laireiter (Hrsg.):

Soziale Unterstützung und Psychotherapie

2009. 674 S., geb., Tab., ca. CHF 77.70 (dgvv-Verlag) 978-3-87159-618-6

Dieses Buch widmet sich der Frage, welchen Einfluss soziale Netzwerke und soziale Unterstützung in der Psychotherapie ausüben. Dabei geht es nicht nur um die Entwicklung eines Verständnisses für das Zusammenwirken von formellen und informellen Hilfen, sondern auch um ganz konkrete Vorschläge, wie in der Psychotherapie mit sozialen Netzwerken förderlich umgegangen werden kann.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Synthetische Hirnkonzepte

Semir Zeki: Glanz und Elend des Gehirns

Dass der Mensch zum Unglücklichsein verdammt zu sein scheint, ist ein seit der Antike bekanntes Thema in Literatur, Philosophie und den schönen Künsten. Semir Zeki, Professor am University College in London und weltbekannter Neurobiologe, postuliert die Ursache dieses menschlichen Zustands in den Gehirnstrukturen. Er untersucht die Zusammenhänge zwischen den Funktionsweisen bestimmter Hirnareale und Phänomenen in der Literatur und der Kunst.

Im vorliegenden Buch geht er davon aus, «dass eine der zentralen Urfunktionen des Gehirns im Streben nach Erkenntnis liegt und das Gehirn diese Aufgabe durch die Bildung von Konzepten verfolgt». Darunter versteht er jene erworbenen oder angeborenen Strukturen, die dazu dienen, Signale, die das Gehirn erreichen, sinnvoll zu organisieren, sie verständlich zu machen und in optimierten Kategorien zusammenzufügen. Seine Prämisse lautet: Menschen formen ihre Wahrnehmungen aufgrund von Abstraktionen und Konzeptbildung.

Für Zeki sind es die Künstler, die schöpferischen Menschen im Bereich der bildenden Kunst und der Literatur, denen er am meisten Kompetenz auf diesem Gebiet zuschreibt und deren Werke er in einer spannenden Art und Weise einer neurobiologischen Analyse unterzieht.

Nach einigen dicht erläuternden Seiten über neurologisches Grundwissen in Zusammenhang mit Abstraktion und Wahrnehmungskonstanz sowie angeborene und erworbene Konzepte kommt er zum Schluss, dass Konzepte – zum Beispiel das Konzept der Liebe oder des Glücks – eine optimale Synthese menschlicher Erlebnisse sind. Diese synthetischen Hirnkonzepte glänzen durch ihre Vollkommenheit, aber, oh Elend, so zusammengefügt sind sie in Alltagserfahrungen nicht mehr zu finden. Auf dieses Dilemma bezieht sich der Titel des Buches («Glanz und Elend»).

Synthetische Hirnkonzepte werden im Lauf des Lebens kontinuierlich durch alltägliche Erfahrungen und die daraus entstandenen Denkprozesse verändert. Nach dieser Erläuterung beleuchtet Zeki einige der bekanntesten Meilensteine unserer Kultur. Zum Beispiel setzt er das synthetische Hirnkonzept der Idee und die platonische Idee gleich. Oder er erläutert durch Dantes «Göttliche Komödie» die Metamorphose des Hirnkonzepts der Liebe. Oder er bringt uns mit Michelangelo «Non finito» die Ausschüttung von Glückshormonen näher, um nur einige Beispiele zu nennen.

Spannend ist das Kapitel über die Ambiguität, im Gehirn und in der Kunst. Es beinhaltet die visuelle Wahrnehmung, die Mikro-Bewusstseinseinheiten,



Semir Zeki: Glanz und Elend des Gehirns – Neurobiologie im Spiegel von Kunst, Musik und Literatur. Reinhardt Verlag, München 2010, 250 Seiten, Fr. 37.60, ISBN 3-497-02119-9.

ten, die daraus entstandene Selbstwahrnehmung und die Entscheidungskriterien eines Individuums. Das letzte Kapitel ist einer neurobiologischen Betrachtung von Freuds «Unbehagen in der Kultur» gewidmet. Diese lässt sich durch die Worte von Zeki selbst am besten erläutern: «Auch in der menschlichen Unzufriedenheit liegt insofern ein starkes Paradox, als das Gehirn auch die Fähigkeit besitzt, diese Unzufriedenheit in kreative Leistungen umzuwandeln, indem es das Konzept in einem Kunstwerk realisiert oder die Aufmerksamkeit auf dessen Unausweichlichkeit lenkt.» Die Kreativität ist somit eine angeborene, neurobiologisch fundierte Fähigkeit, die jedes Individuum besitzt.

Dieses Buch ist ein innovatives, neurobiologisch fundiertes Plädoyer über die menschliche Kreativität und deren mögliche Anwendung in allen Bereichen der psychotherapeutischen Arbeit.

Anna Sieber-Ratti,
Dozentin ZHAW und KIP

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBEIT

Stegbauer, C. / R. Häussling (Hrsg.):

Handbuch Netzwerkforschung

2010. 966 S., Abb., geb., ca. CHF 94.40 (VS Verlag) 978-3-531-15808-2

Das Buch bietet einen weitreichenden Überblick über Forschungs- und Theoriebereiche in der Netzwerkforschung. Neben einem einführenden Teil zur Geschichte der Netzwerkforschung, zum Selbstverständnis und zu den wichtigsten theoretischen Grundlagen werden Methoden der Netzwerkforschung behandelt.

Bestellen ist ganz einfach:

Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail:

contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

- 15.03.2011 60. Mitgliederversammlung im Zunfthaus zur Waag, Münsterhof 8, 8001 Zürich.
Ab 18 Uhr Apéro, 19.30 Uhr Mitgliederversammlung
- 23.03.2011 Wir feiern das PsyG. Alle Psychologen und PsychologInnen sind herzlich zum Steh-Apéro eingeladen!
17.30 – 21 Uhr an der ZHAW Dep. AP, Merkurstrasse 43, 8032 Zürich.
- 06.04.2011 SBAP. Ethik Forum. s.S. 27 in dieser Ausgabe. 19 – 21 Uhr Ort: ZHAW Dep. AP, Merkurstr. 43, Zürich
13.04.2011 Forum 13: «Positive Peer Culture (PPC)» mit Dipl. Päd. Ursula Steinebach und Prof. Dr. Christoph Steinebach. Ort: ZHAW Dep. AP, Merkurstrasse 43, Zürich. Ab 18 Uhr Apéro, 19 Uhr Referat.
Gäste willkommen!
- 23.05.2011 Betriebsbesichtigung Skyguide-Flugsicherung. 14.45 Uhr, Dübendorf.
Anmeldung ab sofort an die Geschäftsstelle SBAP.
- 18.06.2011 4. Gemeinsamer Kongress der Schweizer Psy-Verbände im Kursaal Bern.
www.psychotherapeutenkongress.ch
«PsychotherapeutIn 2025: Bedarf-Kompetenzen-Rahmenbedingungen»
- 17.09.2011 Alumni-Veranstaltung: Ball und festlicher Anlass in der Blumenhalle in Zürich
- 15.10.2011 Notfallpsychologie nach terroristischen Anschlägen. Dozent: Prof. Dr. Gernot Brauchle.
Ort: ZHAW Dep. P, Merkurstrasse 43, Zürich, Raum: Plenum 1 und 2
Verbindliche Anmeldung an die Geschäftsstelle SBAP.

Redaktionskommission:

Heidi Aeschlimann
Heloisa Martino
Claudio Moro
Sabine Richebächer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Heidi Aeschlimann
Sieglinde Chies Fischer
Jacqueline Dacher
Urs Friedrich
Daniel Gyga
Selina Luchsinger
Heloisa Martino
Martin Meyer
Michael Nollert
Stefan Schär
Max Schlorff
Barbara Schmutz
Barbara Schwede
Mike Schwede
Christine Seiger
Anna Sieber-Ratti
Thomas von Salis

Koordination /

Inserte und Beilagen:
SBAP. Geschäftsstelle

Auflage:

1300 Exemplare

Redaktionsschluss

Nr. 2/2011: 15. April 2011

Layout:

Helmut Estermann

Druck und Ausrüsten:

Druckerei Peter & Co., Zürich

Lektorat:

Thomas Basler, Winterthur

Konzept und Gestaltung:

greutmann bolzern zürich

Adresse:

SBAP. Geschäftsstelle
Vogelsangstrasse 15
8006 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch